mpl.
Hist.
Mod.
?
ck? May 27/14
to the Author

Das Parakletasyl

3 1761 09427965 0

Bericht

über eine von der Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen begründete Stiftung für Unterkunft und angemessene Beschäftigung unbescholtener wissenschaftlich gebildeter Personen, enthaltend eine Abhandlung über Zweck und Mittel zum Zweck in der Freimaurerei, als freimaurerische Unterlage des geplanten Asyls, die Satzungen desselben, Vorschläge für eine Hausordnung in dem Asyl und einige andere Mitteilungen

zusammengestellt von

Richard Ludloff.

LIBRARY
MAY 27 1914
UNIVERSITY OF TORONTO.

1913
In Kommission der Universitätsbuchhandlung Max Mencke, Erlangen.

Das Parakletasyl

Bericht

über eine von der Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen begründete Stiftung für Unterkunft und angemessene Beschäftigung unbescholtener wissenschaftlich gebildeter Personen,
enthaltend eine Abhandlung über Zweck und Mittel zum Zweck in der Freimaurerei, als freimaurerische Unterlage des geplanten Asyls, die Satzungen desselben, Vorschläge für eine Hausordnung in dem Asyl und einige andere Mitteilungen

zusammengestellt von

Richard Ludloff.

1913.

In Kommission der Universitätsbuchhandlung
Max Mencke, Erlangen.

Sämtliche Rechte auf diese Schrift gehören der Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen; der pekuniäre Erlös aus den verkauften Exemplaren wird mit dem Parakletfond vereinigt. Doch ist Nachdruck des Inhalts der Schrift gestattet und erwünscht. Ebenso ist das Recht auf Uebersetzung in fremde Sprachen jedermann freigegeben.

Vorwort.

Der in dieser Schrift niedergelegte Plan eines Asyls für unbescholtene wissenschaftlich gebildete Personen, dessen Verwirklichung von sachverständigen Männern als eine dringende Notwendigkeit unserer Zeit betrachtet wird, wurde vor einigen Wochen in der Freimaurerloge Libanon zu den drei Cedern in Erlangen für gut befunden, angenommen und einer Kommission überwiesen, welche für die Ausführung des Planes Sorge tragen soll. Damit ist also gesagt, daß das ganze Unternehmen zwar in Angriff genommen, keineswegs aber bereits verwirklicht ist. Vielmehr dürfte wohl noch eine Reihe von Jahren vergehen, bis daran gedacht werden kann, diesen Bau, welcher durch seine Arbeiter bei einsichtiger Leitung vortrefflich das freimaurerische Werk ergänzen könnte, zur vollendeten Tatsache werden zu lassen. Bis jetzt besitzt die Stiftung allerdings bereits eine umfangreiche, dem Unternehmen angepaßte Bibliothek und ebenso auch einen Fond, der jedoch zur Zeit noch sehr unbedeutend ist; auch ist ihr aller pekuniärer Gewinn aus Richard Ludloffs Werken „Die Schöpfung" und „Argentinische Dichtungen", nachdem die Loge in den Alleinbesitz aller Rechte auf diese Bücher (nun in Kommission bei Herrn Universitätsbuchhändler Krische in Erlangen) gekommen ist, überwiesen. Gerade hier wäre nun eine Beteiligung des großen Publikums, vor allem aber der bei dieser Sache am meisten interessierten Akademiker dringend erwünscht, um die Unternehmung nicht in letzter Stunde scheitern zu lassen. Auch dürfte die Ansicht eines sachkundigen Finanzmannes sehr richtig sein, der glaubt, daß die Anstalt nur dann vollständig für die Zukunft sicher gestellt wäre, wenn sie mit ähnlichen für Landwirte, Handwerker, Kaufleute, Handarbeiter u. s. w. bestimmten Paraklet-asylen verbunden sein würde, was freilich, da hierzu ein nicht zu kleiner Grundbesitz, mehrere Gebäude und Betriebskapital gehörte, ohne bedeutende Geldmittel nicht ausführbar ist. Für sich allein könnte ja allerdings ein Paraklet, das nur für wissenschaftlich oder künstlerisch gebildete Personen eingerichtet ist, so, wie es die in dieser Schrift mitgeteilten Bestimmungen zeigen, ohne allzugroße Opfer wohl ins Leben gerufen werden, müßte sich aber in seiner Isolierung und Einschränkung so kümmerlich „durchfretten", daß es doch wohl besser sein dürfte, vorerst alles zu versuchen, um es nach dem größeren Sicherheit gewährenden umfassenderen Plane einrichten zu können.

Richard Ludloff.

Wunderburg bei Erlangen, im Juni 1913.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort III

Zweck und Mittel zum Zweck in der Freimaurerei 1

Satzungen des Parakletasyls 4

Das Parakletarchiv 7

Vorschläge zur Hausordnung des Parakletasyls 8

Erklärungen zu einigen Bestimmungen des Parakletasyls 11

Mitteilungen zur Vorgeschichte des geplanten Parakletasyls 26

Anhang 71

1. Was ist die Grundbedingung der freimaurerischen Vorurteilslosigkeit 73

2. Neue Kundgebung Häckels an den deutschen Monistenkongreß von 1913 75

3. Das „Schwarze Kreuz“ 76

Motto:

Wer sich zu einer Idee bekennt und sie für gut hält, der hat auch die Pflicht, alle ordentlichen Mittel anzuwenden, um dieser Idee zum Durchbruch und zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen.

Ernst Clausen.

Zweck und Mittel zum Zweck in der Freimaurerei.

(Die freimaurerische Grundlage des Parakletasyls.)

Wie wohl bekannt sein dürfte, wird der Freimaurerei von vielen ihrer Gegner vorgeworfen, sie habe überhaupt keinen eigentlichen Zweck, ein Vorwurf, in welchen selbst Brüder einstimmen, welche, wohl infolge mißlicher Zustände in ihrer Loge selbst, in ihren idealen Erwartungen getäuscht, derselben den Rücken gekehrt und, wenn auch äußerlich mit der Brüderschaft verbunden, den Bestrebungen derselben abhold geworden sind. Und angesichts der keineswegs immer erfolglosen Propaganda, die darauf ausgeht, manche Logen zu Ortsgruppen des Monistenbundes, ungeachtet des wesentlich atheistischen und materialistischen Charakters desselben, zu Kultstätten von Nietzsche's Lehre, trotzdem in derselben, im Widerspruch mit der vom Freimaurerbund geheischten Nächstenliebe und Sittlichkeit, die Grausamkeit, die Bosheit und die Sitte und Gesetz mit Füßen tretende Selbstsucht als hervorragendste Tugenden des sogenannten „Uebermenschen" hingestellt werden, sowie anstatt zu „Friedenstempeln", zu religiösen Kampfstätten, besonders gegen die katholische Kirche, zu gestalten, angesichts dieser dem Logenwesen innerlich widerstreitenden Propaganda ist es schließlich auch gar kein Wunder, wenn in Logen, in welchen solche unliebsame Erscheinungen besonders stark hervortreten, manche Brüder sich verdrossen von einem derartigen Treiben abwenden und schließlich, bei ihrer Ohnmacht, sich gegen den Strom zu stemmen, ihre Arbeit ganz einstellen.

Was nun aber die Ursache solcher Vorgänge betrifft, so bin ich nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe innerhalb vieler Logen in einer Verwechslung des Zweckes der Freimaurerei mit den zur Erreichung dieses Zweckes gebrauchten Mitteln zu suchen ist.

Um sich über diesen Zweck völlig klar zu werden, dürfte es angebracht sein, auf jene denkwürdige Versammlung in London hinzuweisen, in welcher im Jahre 1717, angesichts der damals von Christopher Wren erbauten Paulskirche, des größten protestantischen Gotteshauses, auf Antrag der in den Bauhütten der Werkmaurerei aufgenommenen Gelehrten Desaguliers, Anderson, Payne u. s. w. der Beschluß gefaßt wurde, diese Bauhütten zu Werkstätten zu gestalten, durch welche nunmehr ein geistiger Bau, nämlich der des Menschheitsideals, verwirklicht werden sollte und zwar eines allgemeinen durch keine beengenden Schranken mehr getrennten idealen Menschentums.

Bestrebungen, welche, wenigstens in religiöser Beziehung, auf die Aufhebung dieser Schranken gerichtet waren, lassen sich übrigens schon in der großen englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts wahrnehmen, und in dieser verschafft sich auch, zuerst besonders in Schottland, dann aber auch in England selbst, der Name „Commonwealth" oder „allgemeine Wohlfahrt" als Bezeichnung der neuen freiheitlichen Staatsform Geltung. Dieser auf eine n a t i o n a l e Einrichtung bezogene Begriff des Commonwealth ist aber wohl auch, jedoch mit Wegräumung aller nationalen, konfessionellen, politischen und sozialen Unterscheidungen, auch in dem freimaurerischen Ideale des Menschheitsbaues enthalten, auf den jene alte Versammlung von 1717 hinwies, und so läßt sich dieser Zweck der durch jene Versammlung hervorgerufenen Freimaurerei, ebenfalls durch das Wort „Commonwealth" oder

„allgemeine Wohlfahrt" ausdrücken, wobei aber die Allgemeinheit dieser Wohlfahrt sich auf die ganze Menschheit und nicht mehr, wie vorher, nur auf einzelne Völker oder religiöse, politische oder soziale Vereinigungen bezieht.

Daß dieser Zweck aber auch jetzt noch, wenn auch vielleicht nicht überall klar erkannt, doch richtig gefühlt wird, ergibt sich unter anderem aus dem Gebete der Freimaurer, worin gefleht wird, daß ihre Arbeit segensreich für die Menschheit sein soll, mit anderen Worten also, daß das Ziel derselben zur Verwirklichung der „allgemeinen Wohlfahrt" oder des „Commonwealth" der Menschheit beitragen möchte. Dabei deutet aber jenes Gebet, wie übrigens auch die „alten Pflichten" oder Grundgesetze der Freimaurerei auf die Notwendigkeit des Gottesglaubens oder eines religiösen Charakters des Bundes zur Verwirklichung dieser Aufgabe hin, da ohne einen solchen Glauben an Gott, d. h. an eine lebendige, bewußte und denkende Ursache der Welt, das ganze Gebet der Freimaurer zu tönenden Phrasen und das freimaurerische Ritual, welches unter jener Voraussetzung die Feierlichkeiten der Loge zu einer Art Kultus gestaltet, zu einem bloßen Theaterspiel heruntergezogen würde.

Ist nun aber als einziger Zweck der Freimaurerei der „Commonwealth" oder die „allgemeine Wohlfahrt" und als ihr Ziel der diese allgemeine Wohlfahrt verwirklichende Menschheitsbau erkannt, so ergibt sich daraus, daß alle übrigen Zwecke und Ziele, welche der Freimaurerei untergeschoben wurden, meist nur irrtümlich mit derselben in Verbindung gebracht werden.

Und doch sind gerade unter den Zwecken und Zielen, die hierdurch als solche abzulehnen wären, viele treffliche Bestrebungen, welche ohne jeden Zweifel sich für die Logenarbeit als höchst segensreich erweisen. Indessen wird man auch erkennen, daß diese als „Zwecke" der Loge untergeschobenen segensreichen Bestrebungen dennoch mit dem eigentlichen Zwecke des „Commonwealth" oder der „allgemeinen Wohlfahrt" der Menschheit insofern zusammen hängen, als sie dieselbe fördern und verwirklichen helfen. Sie selbst stellen aber nicht sowohl jenen Zweck, welcher von der erwähnten Versammlung im Jahr 1717 ins Auge gefaßt wurde, dar, sondern sie sind Mittel zum Zweck, und, wenn bislang eine so große Unklarheit über den Zweck der Freimaurerei geherrscht hat, so liegt die Ursache eben darin, daß man diesen Zweck und die zu seiner Erreichung nötigen Mittel nicht klar von einander unterschieden und letztere für den Zweck selbst angesehen hat.

Zur Untersuchung dieses Sachverhalts wurde der Verfasser dieser Abhandlung dadurch veranlaßt, daß er in der am 1. April 1913 erschienenen Nummer der freimaurerischen Zeitschrift „Rat und Tat" von Nürnberg in dem Artikel „Genießen die Logenstiftungen die Steuerermäßigung des § 12 des Reichserbschaftssteuergesetzes?" auf Seite 80 Folgendes las:

„Und schließlich kann die Loge auch nicht als gemeinnütziger Verein die Begünstigungen des § 12 Absatz 1 Nr. 2 für sich in Anspruch nehmen. Nach den Beschlüssen vom 24. Mai 1874 § 1 „„ist und bleibt die Hauptsache der Maurerei die innere Arbeit der Loge an der Veredelung und sittlichen Vervollkommnung seiner Mitglieder""; dieser Zweck ist ein egoistischer, wenn auch im besten Sinne des Wortes. Und wenn die Freimaurer auch diese sittliche Vervollkommnung draußen im Leben betätigen sollen, so hat die Allgemeinheit doch jedenfalls nicht unmittelbar einen Vorteil von dem Wirken einer solchen Vereinigung."

Aus diesem Urteil dürfte wohl einleuchten, was für eine eminent praktische Bedeutung es hat, sich völlig über den Zweck der Freimaurerei klar zu werden. Anderseits aber ist daraus ersichtlich, daß der Regierungsrat, der die dort zitierte Entscheidung verfaßte, die Ansicht über den Zweck der Freimaurerei nach den Beschlüssen vom 24. Mai 1874 § 1 durchaus irrtümlich auffaßt, da die von den Logen betriebene Veredelung ihrer Mitglieder durchaus nicht den Zweck selbst, sondern nur das Mittel darstellt, durch welches hauptsächlich dieser Zweck erreicht werden soll. Sieht man nun aber nicht in dem egoistischen „Zweck" der Veredelung der Vereinsmitglieder, sondern vielmehr in Förderung und Verwirklichung des „Commonwealth" oder der allgemeinen Wohlfahrt des gesamten Menschengeschlechts, sowie es jene Versammlung von 1717 tat, die „Hauptsache" bei der Freimaurerei, so ist es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß bei solcher Auffassung die Freimaurerlogen gemeinnützige Vereine im höchsten und besten Sinne des Wortes sind. Diese Frage nach dem Zweck der Freimaurerei hält daher der Autor dieser Abhandlung für eine so dringliche und wichtige, daß sie nach seiner Ansicht wohl wert wäre, auf dem demnächstigen Großlogentage berührt zu werden.

Die Auffassung jedoch, daß die Veredelung der einzelnen Mitglieder einer Loge der eigentliche Zweck der Freimaurerei sei, käme ganz auf das Gleiche hinaus, wie wenn jemand behaupten wolle, die Hauptaufgabe eines Baumeisters sei es nicht sowohl, Gebäude aufzuführen, sondern vielmehr, die für solche Gebäude notwendigen Steine zu behauen.

In gleicher Weise kann auch die freimaurerische Bausymbolik, welche Diedrich Bischoff als Vorstand des Vereins deutscher Freimaurer auf der letzten Jahresversammlung desselben zu Frankfurt am Main im Jahr 1912 als das allen Freimaurerbrüdern „Gemeinsame" bezeichnete, nicht sowohl als Zweck, sondern ebenfalls nur als ein für diesen Zweck dienliches Mittel, welches die freimaurerische Arbeit dadurch fördert, daß sie ihr das Gepräge eines Gottesdienstes verleiht, angesehen werden. Würde man jedoch diese Bausymbolik als den Zweck hinstellen, so käme das auf das Nämliche hinaus, wie wenn jemand als den Zweck des Wohnhauses nicht die Bewohnbarkeit desselben, sondern seinen Stil und seine Ornamente hinstellen wollte. Indessen liegt in der Bezeichnung der Bausymbolik als des „Gemeinsamen" bei genauerer Ueberlegung allerdings noch nicht, wie es auf den ersten oberflächlichen Blick scheinen möchte, die Behauptung, sie sei der Zweck der Freimaurerei; sondern sie wird darin vielmehr als der Kitt oder Mörtel hingestellt, der die Logen zusammen halten soll. Jedoch halte ich auch diese Auffassung für eine irrtümliche, da nach meiner Ansicht dieser Kitt nur in jener religiösen Gesinnung, deren Ausdruck in gegenseitiger Liebe sich offenbart, und in sittlichem Ernste besteht. Denn ohne solche Liebe und Sittlichkeit ist die Freimaurerei eine halt- und kraftlose Sache.

Daß unter solcher Voraussetzung der Kampf gegen die katholische Kirche, der manche Brüder angehören, weder Zweck noch Mittel zum Zweck in der Freimaurerei sein kann, versteht sich wohl von selbst, da die allgemeine Wohlfahrt nicht durch konfessionellen Haß, sondern nur durch Liebe und Verträglichkeit der verschiedenen Konfessionen gefördert werden kann.

Nach dem Gesagten muß aber auch der Autor seine früheren Ansichten, wonach er die Beseitigung der Vorurteile und Ausgleichung als Zwecke der Freimaurerei hinstellte, dahin berichtigen, daß er in diesen beiden Bestre-

bungen jetzt ebenfalls nicht sowohl Zwecke der Freimaurerei, sondern vielmehr Mittel, welche den Zweck derselben fördern helfen, erblickt.

Ebensolche Mittel zum Zwecke, die irrtümlich manchmal als Zwecke der Freimaurerei selbst angesehen werden, sind die freimaurerische Wohltätigkeit, die, besonders von der Comeniusgesellschaft, in freimaurerischem Sinne gepflegte Volkserziehung, die Pflege der Geselligkeit, welche aber, wenn sie nicht als Mittel zum Zweck, sondern als eigentlicher Zweck der Freimaurerei angesehen wird, die Gefahr der sogenannten Casino- oder gar der Geschäftsmaurerei in die Logen bringt, und ferner eine angemessene Stellungnahme des Freimaurers zu den geistigen Strömungen seiner Zeit, worüber sich im Jahre 1846 Gieseler als Meister vom Stuhl der Freimaurerloge „Augusta zum goldenen Zirkel" in Göttingen, in folgenden schönen Worten äußerte:

„So soll der Maurer auch in dieser Zeit der mannigfaltigsten kirchlichen und politischen Bewegungen ein freier Mann bleiben und sich vor Vorurteilen hüten. Er soll nicht der Menge folgen, die ungeprüft nachspricht, was einzelne ihr versprechen; er soll die Ideen, welche die Zeit ihm entgegenbringt, ohne Rücksicht darauf, ob sich viele oder wenige dazu bekennen, ob sie in der Menge unaufhörlich wiederhallen, oder ob einzelne sie mit Scheu auszusprechen wagen, ob sie Beifall oder Ehre genießen oder von den Meisten mit Achselzucken aufgenommen werden; er soll diese Ideen nach dem Maße seiner Kräfte ernstlich prüfen und sie sich nur dann aneignen, wenn er sie mit Ueberzeugung als wahr und heilsam erkennt; er soll es aber auch kein Hehl haben, wenn er sie für falsch und verderblich halten muß. Und endlich, was gerade in dieser Zeit nicht stark genug eingeschärft werden kann, in welcher so viele unklare und schiefe Parteiformeln umlaufen: wenn der freie Maurer die Ideen, welche ihm entgegentreten, in ihren Wesen und Folgerungen nicht ganz übersehen kann, so soll er sein Urteil aufschieben, bis er zum vollen Verständnis desselben gelangt ist."

Satzungen des Parakletasyls.

§ 1.

Der Paraklet besteht in einer Stiftung, welche den Zweck hat, wissenschaftlich gebildeten Personen ohne Unterschied der Hautfarbe, Staatsangehörigkeit, Religion oder Konfession, politische Gesinnung oder Geschlecht, mit Ausnahme solcher, von welchen Handlungen bekannt sind oder bekannt werden, die auf eine niederträchtige oder ehrlose Gesinnung schließen lassen, ein Asyl und angemessene Beschäftigung zu gewähren, wobei besonders solchen Personen Hilfe gewährt werden soll, welche der Verzweiflung nahe sind, um dieselben vor Selbstmord, Wahnsinn oder moralischem und physischem Untergange zu bewahren.

§ 2.

Betreffs des Bildungsgrades der im Paraklet aufzunehmenden Personen entscheidet im Allgemeinen ihre Universitätsreife; unter Personen, welche die Universitätsreife besitzen, sind solche zu verstehen, welche auf Grund ihrer Vorbildung zum Hochschulstudium vom Staat zugelassen sind oder zugelassen würden. Doch sollen auch andere Personen von hervorragender literarischer oder künstlerischer Begabung in dem Asyle Aufnahme finden können, wie in besonderen Fällen noch andere.

§ 3.

Die Oberaufsicht über den Paraklet führt die Loge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen, welche auch über die Aufnahme jeder einzelnen Person in dieses Asyl zu entscheiden hat, um eine Ueberfüllung desselben oder finanzielle Schwierigkeiten zu vermeiden.

§ 4.

Die Arbeiten, womit die als Schützlinge im Asyl aufgenommenen Personen beschäftigt werden sollen, zerfallen in zwei Abteilungen. Davon enthält die profane Abteilung solche Arbeiten, deren Erlös voraussichtlich die Ausgaben für die Anstalt deckt, ferner Werke von einleuchtender Gemeinnützlichkeit und in letzter Linie auch noch andere Arbeiten profaner Natur. Die zweite Abteilung, die nur dann, wenn für die Arbeiten der ersten hinlänglich gesorgt wurde, und weder Mangel an Zeit noch an Mitteln vorhanden ist, bei geeigneten Personen zu berücksichtigen sein wird, umfaßt solche Arbeiten, durch welche der freimaurerische Humanitätsgedanke gefördert wird. Diese haben in kritischen, empirischen oder ästhetischen Untersuchungen zu bestehen, die in unbefangener und sachlicher Weise anzustellen sind und geeignet sein sollen, die der Einigung und dem Wohlergehen der Menschheit entgegenstehenden wissenschaftlichen, religiösen, politischen, sozialen und anderen Vorurteile zu beseitigen, während die Benützung der erzielten Resultate dem Freimaurerbunde selbst nach seinem freien Ermessen vorbehalten sein soll.

§ 5.

Alle solche Arbeiten, welche möglicher Weise den nationalen, bürgerlichen, sozialen oder konfessionellen Frieden stören könnten, sind sorgfältig von den Beschäftigungen im Paraklet auszuschließen. Ebenso sind Vivisektionen oder Experimente gefährlicher Art von diesen Beschäftigungen auszuschließen.

§ 6.

Das Asyl soll nicht in der Stadt Erlangen selbst oder innerhalb eines Dorfes oder anderen Stadt liegen, darf aber auch nicht weiter als höchstens fünfzig Kilometer vom Weichbilde der Stadt Erlangen entfernt sein. — Falls der Errichtung des Parakletasyls seitens des Staates oder der Kirche Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten, so kann dasselbe durch die Loge „Libanon zu den drei Cedern" auch außerhalb Bayerns oder selbst Deutschlands in der nämlichen Entfernung von irgend einer Universitätsstadt begründet werden, wie dies für Erlangen bestimmt war.

§ 7.

Die Leitung in dem Asyl übernehmen einer oder mehrere Alte oder sogenannte „Väter". Diese sollen Brüder einer anerkannten Freimaurerloge sein und das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben. Sie werden für ihr Amt durch die Loge „Libanon zu den drei Cedern" verpflichtet, können aber sonst das Asyl wie ein Altersheim benutzen. — Mit Hinweis auf die „Alten Pflichten" des Freimaurerbundes dürfen aber nur solche Alte oder Väter mit der Leitung des Asyles betraut werden, welche ausdrücklich und nach ihrer festen Ueberzeugung eine **geistige,** d. h. **lebendige, bewußte** und **denkende** Ursache oder entsprechenden Urheber der Erscheinungswelt anerkennen. Aus diesem Grunde können Mitglieder des Monistenbundes, da

dieser den Glauben an eine solche geistige Ursache oder an einen solchen geistigen Urheber ablehnt, als Väter oder Alte für das Asyl nicht zugelassen werden, ebensowenig aber auch entschiedene Anhänger Friedrich Nietzsche's, da Friedrich Nietzsche in seinen Schriften „Jenseits von Gut und Böse", „Götzendämmerung" und „Genealogie der Moral" sowohl das Sittengesetz als auch das Gebot der Nächstenliebe als Egoist, „Antichrist" und „Immoralist" verwirft.

§ 8.

Gelübde oder Klausur bestehen für die aufzunehmenden Personen nicht. Doch haben sich dieselben durch Handschlag und Ehrenwort zu verpflichten, sich in die von den Alten oder Vätern noch zu entwerfende Hausordnung zu fügen.

§ 9.

Ebensowenig kann von irgend welchen wirklichen Strafen in dem Asyl die Rede sein. Vielmehr wird die Person, welche sich vergangen hat, vermahnt. Nach dreimaliger Vermahnung erfolgt ihre Ausschließung, welche indessen in besonders schlimmen Fällen wohl auch sofort erfolgen kann.

§ 10.

Die Wirksamkeit und Hilfstätigkeit des Paraklet darf nicht auf die Stadt Erlangen beschränkt bleiben, vielmehr soll dasselbe auch auswärtigen Personen nach Bedürfnis geöffnet stehen, wie denn seiner Hilfstätigkeit irgend welche räumliche Schranken nicht gesetzt werden sollen.

§ 11.

Die Verwaltung des Vermögens des Paraklets übernehmen die von der Loge „Libanon zu den drei Cedern" dazu bestimmten Personen.

§ 12.

Während Kriegszeiten, Revolutionen und Seuchen kann das Parakletasyl auch als Hospital oder zu anderen sanitären Zwecken benützt werden, wobei die Beihilfe des Roten Kreuzes oder anderer privater sanitärer Gesellschaften nicht nur erwünscht, sondern sogar erbeten werden soll. Auch soll die Annahme von Medikamenten, Verbandstoffen und anderen sanitären Gegenständen und die Hülfeleistung von Pflegern oder Pflegerinnen, welche von Religionsgenossenschaften angeboten werden, nicht verweigert werden, vorausgesetzt, daß sich diese Pfleger und Pflegerinnen jeder religiösen Propaganda enthalten, ausgenommen die Fälle, in welchen eine der verpflegten Personen für sich allein selbst auf irgend welchen religiösen Beistand eines dieser Pfleger oder Pflegerinnen besteht. Dagegen ist jede von irgend einem Staat, irgend einer Regierung, Behörde oder politischen Partei in solchen Fällen angebotene Unterstützung unter allen Umständen abzuweisen.

§ 13.

Alles unnötige Zeremoniell, sowie symbolische Handlungen, welche auf das Gedeihen des Asyls einen störenden oder lähmenden Einfluß üben könnten, sind zu vermeiden.

§ 14.

Pekuniäre und andere Zuwendungen des Staates sind, um einen unerwünschten Einfluß der jeweiligen Regierung auf die Angelegenheiten des Asyls vorzubeugen, abzulehnen, ebenso alle Zuwendungen, von denen bekannt oder sehr wahrscheinlich ist, daß sie aus einer unlauteren Quelle stammen. Auch darf zur Gewinnung pekuniärer Mittel des Asyls keine Lotterie gebraucht werden. Die Annahme anderer Zuwendungen soll jedoch nicht verweigert werden.

§ 15.

Mit dem Parklet für wissenschaftlich gebildete Personen können auch Parklete für Kaufleute, Industrielle, Landwirte, Handarbeiter u. s. w. eingerichtet, ja mit demselben in ein Parklet vereinigt werden, jedoch unter der Bedingung, daß die wissenschaftliche oder geistige Arbeit im Mittelpunkt stehen muß und auf keine Weise durch die andern Arbeiten gestört oder gar verdrängt werden darf.

§ 16.

Sollte sich der Plan des Asyls als undurchführbar erweisen oder das schon begründete Asyl wieder eingehen, so verfällt sein ganzer Besitz der Loge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen, damit dieselbe nach eigenem Gutdünken darüber verfüge.

Das Parkletarchiv.

Wie die Freimaurerlogen Zusammenkunftsorte verschiedenster Personen zu gegenseitiger friedlicher Aussprache über religiöse, wissenschaftliche und andere Sachen sein sollen, so wäre auch die freimaurerische Arbeit des Parkletasyls gewissermaßen als eine Ergänzung dieser unbefangenen und friedlichen Aussprache anzusehen, welcher Aufgabe auch die Parkletbibliothek angepaßt ist. Nun sind aber derartige Ansichten, deren Prüfung im Interesse der allgemeinsten Wohlfahrt oft sehr wünschenswert ist, nicht nur in Büchern, sondern auch in Manuskripten und Briefen privater Natur niedergelegt, weshalb auch Emil Zola sich als ein entschiedener Gegner der Vernichtung **derartiger** Briefe erklärte. Nun wurde am 22. Mai 1913 bei der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen der Antrag gestellt, daß nach Begründung des Parkletasyls in Verbindung mit demselben für diesen Zweck ein Parkletarchiv eingerichtet werden solle, worin jedermann derartige Briefe oder andere Schriftstücke, wie Tagebücher, Manuskripte u. s. w. zur dauernden Aufbewahrung abgeben könne, zugleich mit Angabe des Zeitpunktes, von welchem an gerechnet die Verwaltung des Parkletasyls berechtigt sein würde, vom Inhalt dieser Schriftstücke Kenntnis zu nehmen und dieselben eventuell ganz oder auszugsweise zu veröffentlichen. Im Falle des Fehlens solcher Angaben sollen diese Schriftstücke erst hundert Jahre nach dem Tage ihrer Einlieferung geprüft und eventuell veröffentlicht werden. Auf diese Weise könnten, so wurde dieser Antrag weiter befürwortet, viele wertvolle und vielleicht unersetzliche Sachen der Nachwelt erhalten bleiben. Dieser Antrag wurde auch in der Loge gut geheißen, worauf der derzeitige Meister vom Stuhl, Dr. Will, empfahl, dieses Parkletarchiv auch als Sammelstelle für Zeitungsausschnitte zu benutzen. Inzwischen wurde mit diesem Parkletarchiv auch der Anfang gemacht.

Vorschläge zur Hausordnung des Parakletasyls.

Nachdem der erste Statutenentwurf des Parakletasyls vom Juni 1912 mehreren Personen bekannt geworden war, wurde darauf hingewiesen, daß das Gedeihen der Anstalt vornehmlich von der noch festzusetzenden Hausordnung und einer richtigen Handhabung derselben abhänge. Um nun den Vätern des Asyls, welche nach der Einrichtung desselben die Hausordnung zu entwerfen hätten, etwas an die Hand zu geben, wonach sie sich richten könnten, hielt es der Verfasser der Statuten für angezeigt, selbst zu diesem Zweck eine Anzahl von Vorschlägen niederzuschreiben, von denen, da sie keine bestimmende Kraft haben, die Väter bei ihrer Festsetzung der Hausordnung annehmen, ablehnen oder ändern können, was ihnen beliebt.

Diese Vorschläge sind die folgenden:

1) Die Väter sind verpflichtet, den Schützlingen des Asyls, sofern sich diese nicht mit selbständigen Werken befassen, Arbeit und Arbeitsstunden zu bestimmen, die Schützlinge, die ihnen zugewiesenen Arbeitsstunden innezuhalten und sich innerhalb derselben mit der ihnen überwiesenen Arbeit zu beschäftigen, wobei Untätigkeit als Arbeitsverweigerung, also als Pflichtverletzung, anzusehen ist. Nur triftige Verhinderungsgründe entbinden von diesen Verpflichtungen.

2) Von jeder Arbeitsstunde kommt die erste Viertelstunde (entsprechend dem akademischen Viertel der deutschen Universitäten) als Erholungspause in Wegfall. Doch haben sich die arbeitenden Personen mindestens fünf Minuten vor Beginn ihrer Tätigkeit im Raum, wo ihnen ihre Arbeit zugeteilt wird, einzufinden.

3) Die im Asyl aufgenommenen Personen dürfen während der Zeit ihrer Aufnahme nicht außerhalb des Asyls übernachten und haben in diesem sowohl während den Zeiten ihrer Arbeit und der Mahlzeiten als auch von neun Uhr nacht an anwesend zu sein.

4) Was die Beschäftigungen von Personen betrifft, die sich mit selbständigen Arbeiten befassen, so werden, um eine Vorschubleistung der Mittelmäßigkeit oder gar Entartung zu verhüten, solche Arbeiten nur denjenigen gewährt, von denen die Väter die Ueberzeugung hegen, daß sie hervorragende oder gemeinnützige Werke liefern, so besonders solche, durch welche der Humanitätsgedanke gefördert wird.

5) Wie bei den aufgenommenen Personen, je nach ihrer geistigen Reife und Brauchbarkeit, von den Vätern, sobald letztere erstere genügend kennen gelernt haben, Grade zu unterscheiden sind, so sind auch für die Bücher der Bibliothek in dieser Hinsicht Grade zu unterscheiden, worauf bei den Arbeiten und den zu veranstaltenden Leseabenden Rücksicht zu nehmen ist.

6) Jeder der Wochentage hat mit einem Leseabend zu schließen, an welchen aber von den Schützlingen des Paraklets nur diejenigen teilzunehmen verpflichtet sind, welche von den Vätern dazu bestimmt werden. Diese Abende befassen sich nicht nur mit der Kenntnisnahme des Inhalts von Büchern und Schriften, sondern auch mit Besprechung und Prüfung ihres Inhalts und können Veranlassung werden, daß kritische Arbeiten oder Uebersetzungen derselben nachher geliefert werden. Auch Manuskripte können auf diese Weise geprüft werden, worauf, wenn ihr Inhalt geeignet ist, die Wohlfahrt durch Verbreitung sittlich guter Ideen u. s. w. zu fördern, der Paraklet die protegierende Loge darauf aufmerksam machen wird, daß es angezeigt sei, dieses Manuskript zu veröffentlichen.

7) Von den Schützlingen des Paraklets können in der Anstalt auch Unterrichtsstunden erteilt werden, welche den Arbeitsstunden gleich zu achten sind. Namentlich sollen dabei auch die neueren Sprachen nach ihrem philologischen und literarischen Wert und Kultur und Geschichte moderner Völker behandelt werden. Auch Uebungen im Sanitätswesen sollen, wenn sich Gelegenheit bietet, veranstaltet werden, sowie, wenn der Paraklet Felder besitzt, Kenntnisse mit entsprechenden Uebungen in der Landwirtschaft verbreitet werden.

8) Frauen von Schützlingen kann die Aufnahme in das Asyl nur dann gestattet werden, wenn sie sich verpflichten, an der Haushaltung und andern Arbeiten, die im Asyl oder in dem allenfalls mit dem Asyl verbundenen Grundstücken sich als notwendig erweisen, tätigen Anteil zu nehmen.

9) Lärmendes, störendes und unziemliches Verhalten, sowie Verunreinigung oder Beschädigung des Asyls oder der dazu gehörigen Plätze, Grundstücke oder Sachen sind streng verboten.

10) Die Bücher oder Schriften, wissenschaftliche Apparate oder Sammlungen des Paraklets dürfen mit Ausnahme der Verleihung an den Meister vom Stuhl der protegierenden Loge, nicht aus dem Asyl entfernt werden.

11) Die Arbeitsstunden können zuweilen durch wissenschaftliche Exkursionen oder durch Teilnahme an Einrichtungen oder Geschehnissen, welche die öffentliche Wohlfahrt betreffen, außerhalb des Asyls ersetzt werden.

12) Gehässige, höhnische oder herabwürdigende Aeußerungen über die Ansichten irgend welcher im Asyl anwesender oder aufgenommener Personen sind zu vermeiden.

13) Unter die Arbeiten des Asyls sollen nicht Andachtsübungen, Meditation oder Askese, wie sie im Allgemeinen in den christlichen, buddhistischen und anderen Klöstern üblich sind, aufgenommen werden, da dieselben in der Regel früher oder später nichts weiter als einen Deckmantel des Müßigganges abgeben und wohl eine Hauptursache für den Verfall jener einst oft segensreicher Institute gewesen sind. Dagegen ist es den Bewohnern des Asyls außer ihrer Arbeit nicht verwehrt, nach Belieben in ihrem Kämmerlein Andachtsübungen, Askese und Meditation zu pflegen.

14) Obgleich es nicht erwünscht ist, daß das deutsche akademische Kneipenleben auch in das Parakletasyl einzieht, dürfte es doch wohl ratsam sein, mit dem Asyl eine kleine, auch für fremde Besucher eingerichtete Gastwirtschaft zu verbinden, deren nicht zum Asyl gehörige Besucher jedoch ohne besondere Erlaubnis der Väter das Innere der Anstalt nicht betreten dürfen. Auch wäre sehr darauf zu sehen, daß durch diese Wirtschaft weder der Genußsucht noch der Neigung zu Unfug oder Unordnung irgend welcher Vorschub geleistet würde. Der Inhaber dieser Wirtschaft könnte zugleich die Stelle eines Kastellans in dem Asyl versehen.

15) Karten- und Würfelspiel ist aus dem Asyl auszuschließen.

Vielleicht wäre es angebracht, daß diese Hausordnung des Paraklets, gemäß den praktischen Erfahrungen, welche man in dem Asyl machen wird, erst allmählich, nach öfters einberufenen Konferenzen, ausgestaltet werden würde, wie ja auch die alte römische Gesetzgebung nicht an einem Tage, sondern erst im Laufe vieler Jahrhunderte geschaffen wurde. Inzwischen dürfte sich das vergleichende Studium der Einrichtungen von Altenheimen, Brüdergemeinden der Herrnhuter und selbst der Klöster verschiedener Religionen empfehlen; bei letzteren wären besonders die der Benediktiner jedoch auch der Dominikaner, Augustiner, Cisterzienser, Karthäuser, Prämon-

stratenser und Franziskaner, der Buddhisten von Ceylon, Birma und Siam und der Taoisten in China zu prüfen; auch die Athosklöster scheinen in früheren Jahrhunderten manches Gute geleistet zu haben. Was einzelne noch bestehende oder ehemalige Klöster betrifft, ist zu erinnern an Montecassino, das Mutterkloster des Benediktinerordens, an das Franziskanerkloster in Assisi, an San Marcoin-Florenz, wo Savonarola wirkte, und der berühmte Maler Fra Angelico tätig war, an die Grande Chartreuse in der Dauphiné, an die Klöster von Clugny, St. Gallen, die der Insel Reichenau, von Alpirsbach, Maulbronn, Beuron in Hohenzollern, St. Ottilien bei Augsburg, Weihenstephan, Scheyern, St. Emmeran in Regensburg, Oberalteich bei Bozen, Banz, Reinhardsbrunn, das durch Luther bekannte Augustinerkloster in Erfurt, an Maria-Laach, an die Prämonstratenserklöster Strabow bei Prag und Ossegg bei Teplitz u. s. w. und was Herrnhutergemeinden betrifft, an Herrnhut, Gnadenfrei, Neudietendorf, Neuwied u. s. w. Buddhistische Klöster wurden von Hackmann und Filchner, die buddhistische Klosterzucht von Rhys Davids geschildert; das darüber handelnde Vinayam-Pitakan bildet einen Hauptteil des Tripitaka oder buddhistischen Kanons. — Auch parlamentarische Klosterdebatten, wie jene, die in Frankreich der Aufhebung der Klöster vorauging, verdienen große Berücksichtigung, um zu erkennen, was an den klösterlichen Einrichtungen gut und, was verfehlt ist.

Eine sachverständige und gründliche wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes, die selbstverständlich ohne jede Gehässigkeit und Voreingenommenheit durchzuführen wäre, würde hierbei sehr erwünscht sein.

Daß die geringschätzige Meinung, welche vielfach auf protestantischer Seite gegen das Klosterwesen besteht, keineswegs immer am Platze ist, gibt übrigens selbst Johannes Scherr, obgleich ein entschiedener Gegner der „Möncherei", in seiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" zu, wenn er darin über die Klöster des frühen Mittelalters sagt:

„Heutzutage ein vermorschtes, nutzloses, lebensunfähiges und daher gemeinschädliches Institut, haben die Klöster (claustra) zu ihrer Zeit und vor ihrer Verderbnis unstreitig Gutes und Großes gewirkt. Auf ihre frühere und spätere Geschichte läßt sich ganz gut das Göthe'sche Wort anwenden: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage; aber für das Klosterwesen auch in seinen Anfängen nur rationalistisches Achselzucken zu haben, ist unpassend. Durch die ganze Geschichte der christlichen Welt geht ein tiefer Zwiespalt zwischen der Idee des Christentums und der offiziellen Kirche hindurch. Die Mönchere machte in ihrer Art den Versuch, diesen Gegensatz aufzuheben. Sie vergriff sich allerdings in den Mitteln; allein ihr ursprüngliches Streben war des unachtet wohl geeignet, reine und edle Gemüter anzuziehen. Begabte Jünglinge, welche der erste harte Zusammenstoß ihrer jugendlich hochsinnigen Denkweise mit der greuelvollen Wirklichkeit in Schrecken setzte, trugen ihre Ideale — jede Zeit hat die ihrigen — in's Kloster, um ihnen dort einen Altar zu bauen, welchen religiöse Autorität vor Umsturz oder Befleckung durch wilde Horden sicherte, und in Waffen oder Staatsgeschäften gereifte Männer suchten den Schmerz der Enttäuschung in klösterlicher Stille zu lindern, unter Beschäftigungen, welche der Mit- und Nachwelt zu Gute kamen."

Jedoch dürfte auch heute noch eine nur absprechende Bewertung des Mönchswesens keineswegs für alle Klöster ihre Berechtigung haben. Was aber die Ursachen des Verfalls ihres geistigen Wirkens betrifft, so sind solche

wohl in vier Umständen zu suchen: 1) in ihrem entschieden konfessionellen Charakter, durch den oft eine gewisse Unduldsamkeit gefördert wird, 2) in den übertriebenen Anforderungen ihrer Gelübde, wodurch die Versuchung zu heimlicher Umgehung derselben nahe gelegt und unter Umständen Scheinheiligkeit gezüchtet wird, 3) in den manchmal unmenschlichen und barbarischen Strafen der Mönche, welche im Verein mit dem im Gelübde verlangten „Kadavergehorsam" den Knechtssinn hervorbringen und 4) in dem Ueberwiegen der Askese und der Beschaulichkeit über wissenschaftliche oder künstlerische Tätigkeit oder andere wirkliche Arbeit. Während die drei zuerst genannten Uebel hauptsächlich christliche Klöster treffen, in den buddhistischen und taoistischen sich aber weniger bemerklich machen, überwiegt der vierte Uebelstand gerade in letzteren.

Jedoch ist dabei im Auge zu behalten, daß, wenn Askese, Meditation und Andachtsübungen, wie sie im Allgemeinen in christlichen, buddhistischen und anderen Klöstern üblich sind, im Parakletasyl bei den Arbeiten der aufgenommenen Schützlinge vermieden werden möchten, es doch eine besondere Andachtsübung gibt, deren Ausschaltung bedauerlich wäre, nämlich diejenige des Künstlers, Dichters oder auch Redners, aus welcher oft sehr wertvolle Leistungen hervorgehen können. Auf diese wäre hier also Rücksicht zu nehmen, ebenso auch auf die Nachdenklichkeit des Technikers oder Erfinders, sobald sich die leitenden Väter des Asyls von der praktischen Brauchbarkeit oder Durchführbarkeit des Problems, worüber derselbe grübelt, überzeugt haben.

Daß die freimaurerischen Bestrebungen die stille Arbeit, wie sie in Klöstern gepflegt wird, keineswegs ausschließen, wird übrigens durch den Umstand bewiesen, daß sich in der Liste hervorragender katholischer Freimaurer auch die Namen von Mönchen befinden, die, allerdings vor mehr als hundert Jahren, dem Bund angehört haben. Auch trifft man nicht gar so selten selbst bei Päpsten, Kardinälen und anderen hohen Würdenträgern der katholischen Kirche eine Gesinnung an, welche sich kaum anders als eine freimaurerische bezeichnen läßt. Doch kann auf diesen Umstand hier nicht näher eingegangen werden, da das darüber zu Gebot stehende Material ein eigenes Buch füllen würde.

Außer den genannten Anstalten wären auch besonders im Falle der im § 15 der Parakletstatuten vorgesehenen Erweiterung des Asyls die Bestimmungen und Einrichtungen des Berolzheimerianums in Fürth, die von Krupps Werken in Essen, von Rockefellers gemeinnützigen Gründungen in Amerika u. s. w. in's Auge zu fassen, wie denn hierbei der Grundsatz gelten sollte, das Gute von überall herzunehmen, wo man es bekommen kann.

Erklärungen zu einigen Bestimmungen des Parakletasyls.

Der Inhalt der Statuten des geplanten Parakletasyls ist nicht ohne Einwendungen geblieben, so besonders die §§ 6, 7, 12 und 14. Da nun aus der Antwort, welche der Verfasser der Statuten auf den jene Einwendungen enthaltenden Brief gab, leicht auf diese selbst geschlossen werden kann, so wird es wohl am zweckmäßigsten sein, nur den Inhalt der Antwort auf jenen Brief, soweit sie sich auf die Ablehnung jener Einwendungen bezieht, hier zu wiederholen, nämlich Folgendes:

„. . . . . Was Ihre Einwürfe gegen die Bestimmungen des Asyls betrifft, so habe ich mir dieselben selbst schon früher gemacht und bedacht, habe jedoch meine triftigen Gründe dafür, den Wortlaut der Statuten so

festzuhalten, wie ich ihn hingeschrieben habe, und wie er ja auch angenommen ist, hauptsächlich deshalb, um jeder äußeren Störung oder Beeinflussung der im Asyl vorgesehenen geistigen Arbeit durch politische oder konfessionelle Treibereien, Stadt- oder Dorfklatsch u. s. w. von vornherein vorzubeugen; auch die Zurückweisung staatlicher oder kirchlicher Unterstützung, die doch nur in Erwartung gelegentlicher Gegendienste, selbst im Falle der Wiederkehr eines Systems Metternich oder eines Kirchenregiments nach mittelalterlichem Vorbild, gewährt wird, hat in dieser angestrebten Isolierung ihren Grund. Was die genauere Bestimmung über die religiöse Gesinnung des Leiters oder der Alten des Asyls anbetrifft, so fehlte diese noch im vergangenen Jahre im ersten Statutenentwurf. Ich hielt aber diese Erweiterung für eine dringend notwendige, nachdem ich seit Februar dieses Jahres zur Ueberzeugung gekommen war, daß ohne dieselbe das Asyl früher oder später durch die in die Loge eingedrungenen Mitglieder des Monistenbundes und von Nietzsche's Weltanschauung an sich gerissen und einseitig ihren Bestrebungen dienstbar gemacht werden würde. Uebrigens bildet diese nähere Bestimmung die gemeinsame Unterlage für die Religionen der verschiedensten Völker des Erdkreises und deckt sich nach meinem Dafürhalten auch vollkommen mit dem, was die Begründer des Freimaurerbundes im Jahre 1717, der damals einen deistischen Charakter hatte, sowohl nach dem Wortlaut der „„alten Pflichten"" als auch nach ihren sonstigen Schriften und Aeußerungen unter „„Religion"" verstanden, während allerdings Weltanschauungen, die sich nur irrtümlich oder mißbräuchlich für „„Religion"" ausgeben, für den Leiter oder die leitenden Alten des Asyls nicht erwünscht sind. Diese näheren Bestimmungen der Statuten schließen aber keineswegs einen Anthropomorphismus oder eine Auffassung des geistigen Urgrundes in menschlicher Gestalt notwendig in sich ein, wobei ich mich auf Spinoza berufe, dessen alles in Ewigkeit und Unendlichkeit umfassende „„Substanz"" oder „„Gott"" nur die zwei notwendigen Attribute der Ausdehnung und des Denkens hat, wobei alles seelische Leben sich zu ihr verhält, wie sich die Wellenbewegungen zu einem Meer verhalten, sowie auch Heraklit von Ephesus, dem ich selbst sehr nahe stehe, und der im „„Feuer"" die Weltvernunft erblickte, wobei seine Aussprüche wie: „„Blitz durchwaltet Alles"" u. s. w. darauf hinweisen, daß ihm dieses Prinzip, was er „„Feuer"", die ihm nachfolgenden Stoiker aber Aether nennen, nichts anderes war als das, was man heute als „„Elektromagnetismus"" bezeichnet, wobei daran zu erinnern ist, daß ja bei den heutigen Physikern auch das Licht, das wieder in Wärme übergehen kann, als „„elektrische Erscheinung"" betrachtet wird. Auch ich sehe in diesem heraklitischen „„Feuer"" den ursprünglichen Träger alles Bewußtseins, alles Lebens und alles Denkens, Erscheinungen, die in den sogenannten lebendigen organischen Wesen nur isoliert sind, während dies in der übrigen Natur nicht der Fall ist. Von einer menschlichen Gestaltung dieses Feuers oder einem „„Anthropomorphismus"" ist dabei gar keine Rede; vielmehr kann dasselbe in seiner Gesamtheit ebenfalls nur als ein lebendiges und bewußtes Meer aufgefaßt werden, was wieder auf Spinoza hinweist. Die völlige Ausschaltung der näheren religiösen Bestimmung setzt aber, wie ich befürchte, das Asyl der Gefahr aus, entweder dem atheistischen Materialismus oder religiöser Indifferenz zu verfallen, was ich beides nicht für erwünscht halte. . . . . "

Dabei hätte noch bei § 6 auf die Gefahr einer Fortsetzung des manchmal bei älteren Akademikern beliebten Kneipen- und Bummellebens hingewiesen

werden können, die so lange bestanden hätte, als die Begründung des Asyls auch innerhalb einer Stadt oder eines Dorfes zugelassen wäre.

Wichtiger dürfte jedoch ein näheres Eingehen auf den § 7 sein, der in seiner im Juni 1912 entworfenen ursprünglichen Fassung nur lautete:

„Die Leitung des Asyls übernehmen einer oder mehrere Alten oder sogenannte „Väter". Diese sollen Brüder einer anerkannten Freimaurerloge sein und das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben, sich auch in dem Besitz des für die Leitung des Asyls erforderlichen Bildungsgrades befinden. Sie werden für ihr Amt durch die Loge „Libanon zu den drei Cedern" verpflichtet, können aber sonst das Asyl wie ein Altersheim benutzen."

Alles andere kam später dazu; darüber, sowie über die Beweggründe zu einer solchen Erweiterung dieses Paragraphen ist das Nähere ja schon in der Widerlegung der erwähnten Einwendungen mitgeteilt.

In diesem § 7 sind die „Alten Pflichten" des Freimaurerbundes erwähnt, die von dem damit beauftragten puritanischen Geistlichen Anderson entworfen und im Jahre 1723 von den englischen Logen angenommen wurden; von diesen entlehnten sie auch die Logen der übrigen Länder, in welchen die Freimaurerei Eingang fand. Bei der Berufung auf diese „Alten Pflichten" kommt hier nur der erste Absatz „Gott und die Religion betreffend" in Betracht, der folgenden Wortlaut hat:

„Ein Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetz zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stupider Atheist noch irreligiöser Libertiner sein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieses Volkes zu sein, welche es immer sein mochte, so wird es jetzt doch für dienlicher erachtet, sie allein zu d e r Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen ihnen aber selbst zu überlassen; das ist: g u t e und t r e u e Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen und Ueberzugungen sie unterschieden sein mögen. Hierdurch wird die M a u r e r e i der Mittelpunkt der Verbindung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen."

Die hier gegebenen Bestimmungen der Religion sind indessen nicht ganz klar. Denn erstens liegt in der Bemerkung, daß „stupide Atheisten" oder „irreligiöse Libertiner" keine rechten Freimaurer sein könnten, doch die Andeutung, daß derartige Personen nicht die Weltauffassung besäßen, welche ein Freimaurer gemäß seiner Religion haben soll; es werden also die Gott und Religion betreffenden Ansichten „stupider Atheisten" und „irreligiöser Libertiner", wenn auch nicht geradezu für einen Freimaurer abgelehnt, so doch beanstandet, was wohl klar erkennen läßt, daß Anderson, der, wie gesagt, puritanischer Geistlicher war, in solchen Ansichten „stupider Atheisten" und irreligiöser Libertiner" für seine Person überhaupt keine „Religion" zu sehen vermochte und, wenn er die Aufnahme solcher Personen nicht ohne Weiteres verbot, dies wohl nur deshalb tat, weil er seine eigene unmaßgebliche Meinung den vielleicht davon verschiedenen Auffassungen seiner Freimaurerbrüder unterordnete. Zweitens aber läßt der Absatz über die „Religion, worin alle Menschen übereinstimmen" mit dem Zusatz „gute und treue Männer zu sein oder Männer von Treue und Rechtschaffenheit" selbst wieder eine doppelte Deutung des Begriffs der freimaurerischen Religion zu. Denn die Bemerkung von der „Religion, in der

alle Menschen übereinstimmen", kann doch kaum etwas anderes bedeuten, als daß an Stelle der besonderen konfessionellen Religion als Religion der Freimaurer nur die Bestimmung gelten solle, welche die Definition des Begriffes „Religion" überhaupt enthielte, da diese Definition in allen Ansichten enthalten sein muß, welche mit Fug und Recht überhaupt als Religion gelten können. Bei dieser Auffassung ist also als religiöse Grundlage für alle Freimaurerlogen an Stelle der besonderen konfessionellen Religion die Definition des Religionsbegriffes zu setzen. Außerdem aber läßt dieser Absatz auch die Mutmaßung zu, daß danach die Tugend, Treue und Rechtschaffenheit bereits als „Religion" gelten könnten. Bei der abweisenden Bemerkung jedoch, welche den „stupiden Atheisten" und „irreligiösen Libertinern" galt, läßt sich aber, da diese doch auch rechtschaffene und treue Männer sein können, letztere Auffassung doch kaum aufrecht erhalten; vielmehr soll in den fraglichen Worten wohl nur gesagt sein: Derjenige, welcher die Religion, „worin alle Menschen übereinstimmen", besitzt, bietet durch dieselbe wohl auch die beste Bürgschaft, daß er ein treuer und rechtschaffener Mensch sei, während die Gott und Religion betreffenden Ansichten des „stupiden Atheisten" und „irreligiösen Libertiners" diese Bürgschaft nicht gewährten.

Ferner aber läßt die Bemerkung, daß „stupide Atheisten" und „irreligiöse Libertiner" für die Freimaurerei nicht geeignet seien, selbst wieder eine doppelte Auffassung zu, nämlich erstens die, daß nur die Gruppen der „stupiden Atheisten", also jener, die keine Vernunft annehmen, und der „irreligiösen Libertiner" keine rechten Freimaurer liefern könnten, während dies bei nicht „stupiden" Atheisten und nicht „irreligiösen" Libertinern wohl der Fall sein könne, — oder ob Atheisten und Libertiner überhaupt besser aus der Freimaurerei fern gehalten würden, wobei die Zusätze „stupid" und „irreligiös" weiter nichts als „schmückende" Beiwörter seien.

Der Umstand nun, daß in allen älteren Freimaurerschriften bis etwa in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sowie in den freimaurerischen Gebeten „an den obersten Baumeister aller Welten", der um seinen Segen angefleht wird, sowie auch im Ritus der Gottesglaube als eine für einen Freimaurer ganz selbstverständliche Sache behandelt wird, läßt doch wohl kaum eine andere Deutung zu, als daß gewünscht wird, Atheisten und Libertiner als Personen, welche der freimaurerischen Religion nicht entsprächen, von der Loge überhaupt fernzuhalten; der ganz deistische Charakter des alten Freimaurertums bekräftigt ebenfalls diese Ansicht.

Nach dieser Erörterung ist wohl die annehmbarste Ansicht über die Auffassung der „Religion" in diesen „Alten Pflichten" diejenige, daß unter dieser Religion, „worin alle Menschen übereinstimmen", eben die Definition des Begriffs der Religion überhaupt verstanden sein soll. Es gilt also, diese Definition festzustellen.

Zur Aufstellung dieser Definition dürfte aber weder der Theologe, noch der Fachphilosophe der geeignete Mann sein, der Theologe nicht, weil sein Urteil durch seine besondere konfessionelle Stellungnahme, der Fachphilosophe nicht, weil das seinige durch seine Vorliebe für ein besonderes philosophisches System beeinflußt erscheinen könnte. Vielmehr dürfte eine solche Definition das auf Induktion beruhende Ergebnis sachlicher exakter Forschung sein, wie sie besonders durch Ethnologen oder durch andere Gelehrte, die sich, wie manche Indogermanisten und Orientalisten, der vergleichenden Religionsforschung widmen, betrieben werden; denn diese, besonders die Ethnologen,

bedürfen eben notwendiger Weise einer solchen Definition als eines Kriteriums, um zu bestimmen, ob irgend ein Volk Religion hat oder nicht, oder ob irgend eine Weltanschauung der Völker, mit deren Studium sie sich befassen, als Religion aufzufassen ist oder nicht.

Die Frage nun, welche ein solcher Gelehrter bei dieser Forschung zuerst erheben wird, besteht nun aber gerade darin: ob sich bei jenen Völkern oder Weltanschauungen ein Gottesglauben findet oder nicht, wobei er unter einem Gott ein geistiges, d. h. lebendiges, bewußtes und denkendes, übersinnliches und übermenschliches Wesen versteht, während allerdings andere Attribute, die man oft solchen Göttern zuschreibt, wie Unsterblichkeit, Unverwundbarkeit, Untrüglichkeit u. s. w. als unwesentliche zur Definition *nicht* gehörige Eigenschaften eines Gottes erscheinen. Ist es ja doch bekannt, daß nach Homers Ilias Mars und Venus verwundet wurden und nach der Edda die Götter, die einst beim Bau ihrer Burg die Riesen in treulosester Weise hintergangen haben, in der letzten Entscheidungsschlacht des Ragnarök sterben müssen. Auch die Unsichtbarkeit ist keine notwendige Eigenschaft eines Gottes; denn vielen Völkern waren oder sind Sonne, Mond, Sterne, Feuer u. s. w. *sichtbare* Götter.

Dagegen wird dieser Gelehrte, wenn er bei einem solchen Volk an Stelle des Gottesglaubens nur Moral trifft, entschieden bestreiten, daß diese Moral schon als „Religion" aufgefaßt werden könne, wie übrigens auch Professor Paul Hensel in Erlangen den unleugbaren Unterschied der Ethik von der Religion klar nachgewiesen hat.

Daß auch die exakte Forschung die Ansicht, daß Moral oder Ethik bereits Religion sei, ablehnt, ergibt sich übrigens auch aus der Behauptung mancher Indologen, daß der Buddhismus überhaupt gar keine Religion, sondern nur eine Religionsphilosophie sei, was sie damit begründen, daß er auf atheistischer Grundlage beruhe. Diese Behauptung stützt sich auf die Auffassung der buddhistischen „Nirvana", welche in diesem System etwa die Stelle von Kants „Ding an sich" einnimmt, als des „absoluten Nichts", eine Auffassung, die auch in dem grundlegenden Werke Köppens über den Buddhismus und im südlichen Indien selbst von der buddhistischen Schule der Madhyamika's geteilt wird, der aber der Verfasser dieser Zeilen, nachdem er selbst den größten Teil des Majjhimanikayo, dieser hauptsächlichsten Sammlung von Reden des buddhistischen Palikanons, und Hermann Oldenbergs vorzügliche Darstellung des Buddhismus durchgelesen hat, nicht beizupflichten vermag; vielmehr erscheint ihm die buddhistische Nirwana, nach der zu fragen einst der Buddha seinen Jüngern streng verboten hatte, als ein Traumzustand und die buddhistische Welt als eine Traumwelt, durch die der bekannte „asiatische Quicitismus" ganz besonders begünstigt wurde. Sie bildet hierdurch einen Gegensatz zu dem philosophischen Brahmanismus, dem sie entsprang, indem dieser in seiner guten alten Zeit sich wie eine großartige poetische Schöpfung, man möchte sagen, wie eine religionsphilosophische Dichtung Brahman's selbst ausnahm. Da indessen der Buddhismus die früheren Götter in keiner Weise bekämpfte, sondern duldete, so blieb ihr Kultus innerhalb dieser Lehre bestehen und paßte sich derselben an. — Diese Auffassung des Buddhismus als eines Traumes aber steht der gegebenen Definition von „Religion" keineswegs entgegen; denn auch der Träumer besitzt Bewußtsein, wenn auch unklares, und denkt, wenn auch verworren und unzusammenhängend.

Allerdings bedingt ein Glauben an Gott oder Götter noch keineswegs auch den, daß dieser Gott oder diese Götter die Welturheber sein müßten. Vielmehr können Götter als Wesen gedacht werden, die mit der Weltentstehung nicht das Mindeste zu tun haben. Dahin gehören die der animistischen Religionen, in denen die Götter sehr große Aehnlichkeit mit Gespenstern zeigen. Aber auch ein höherer seliger Gott dürfte, wenn er nur dem Müßiggang ergeben war und ist, dem ewigen Baumeister aller Welten, den der Freimaurer ehrt oder ehren soll, kaum entsprechen, und so können hier füglich derartige Götter unberücksichtigt bleiben.

Wenn nun Anderson in den „Alten Pflichten" der Freimaurerei die Aufnahme von Atheisten und Libertinern in den Bund zwar nicht für wünschenswert hielt, aber doch nicht geradezu ablehnte, so dürfte ihn hierbei vielleicht auch ein gewisses Gefühl geleitet haben, welches ihm sagte, daß solche Personen, wenn auch ihre Weltauffassung nicht als „Religion" bezeichnet werden könne, so doch der Religiosität nicht unbedingt entbehrten, und daß diese Religiosität einen gewissen Ersatz der mangelnden Religion gewähren könne.

Eine solche Religiosität besteht in dem achtungsvollen Nachdenken über Gott oder göttliche Angelegenheiten, was aber keineswegs schon den Gottesglauben in sich schließt; vielmehr findet sie sich auch bei Atheisten und „Libertinern". Ja, es können derartige Atheisten durch ihre Religiosität in gewisser Beziehung sogar als fromme Männer angesehen werden, wie sich z. B. auch Ferdinand Heigl in seinen „Spaziergängen eines Atheisten" als ein solcher bezeigte.

Dagegen begründet die bloße Beschäftigung mit Religion noch keineswegs Religiosität, da diese Beschäftigung noch nicht die Achtung vor der Religion in sich schließt, sondern nicht gar selten mit leichtfertiger Verspottung und Herabwürdigung derselben verbunden ist, so daß bei derartigen Aeußerungen der Gottesgläubige oft geradezu Lästerungen seiner Religion zu hören vermeint. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte nun aber diese Behandlungsweise der Religion das gewesen sein, gegen welches Anderson Stellung nahm, als er in den „stupiden Atheisten" und „irreligiösen Libertinern" keine geeigneten Mitglieder des Freimaurerbundes zu erblicken vermochte.

Was aber das Parakletasyl betrifft, so hält der Verfasser dieser Schrift derartige Personen als Väter oder Leiter der Anstalt für eine direkte Gefahr für dieselbe und ist überzeugt, daß dieselben, zumal, wenn sie, wie das die Mitglieder des Monistenbundes überall, wo sie einzudringen vermögen, zu tun pflegen, für ihre eigenen sogenannten „wissenschaftlichen" Ansichten Propaganda machen, die ganze Arbeit des Asyls ihren Zweck dienstbar machen und in ganz falsche Bahnen zum Verderb desselben leiten würden.

Daß die Abwehr des Monistenbundes von der Leitung des Asyls ihre guten Gründe hat, ergibt sich wohl auch aus den von Ernst Häckel aufgestellten Thesen zur Organisation des Monistenbundes, wovon die neunzehnte über „Gott" lautet:

„Wenn man unter dem vieldeutigen Begriff „Gott" ein persönliches „„Höchstes Wesen"" versteht, das als Weltregent nach Art der Menschen denkt, liebt, schafft, regiert, belohnt, straft u. s. w., so muß dieser anthropomorphe Gott in das Gebiet der mystischen Dichtung verwiesen werden — gleichviel, ob man diesen „„persönlichen Gott"" in Menschengestalt kleidet oder ihn als „„unsichtbaren Geist"" betrachtet (oder als „„gasförmiges

Wirbeltier"“). Für unsere moderne Wissenschaft ist der Gottesbegriff nur dann noch haltbar, wenn man in „„Gott"“ die letzte unerkennbare Ursache aller Dinge erblickt, den unbewußten hypothetischen „„Urgrund der Substanz"“."

In ähnlicher Weise, welche von den Gottesgläubigen kaum anders als eine Verhöhnung ihrer heiligsten Ueberzeugungen empfunden werden kann, wird dann auch über den Unsterblichkeitsglauben abgeurteilt. Es ist wohl selbstverständlich, daß eine solche Tonart auf keinen Fall in dem geplanten Parakletasyle herrschen darf und so erklärt sich auch die Erweiterung des § 7 von dessen Bestimmungen als ein durchaus notwendiges Vorbeugungsmittel dagegen.

Außerdem aber ist der Monistenbund selbst schon mit Instituten versehen, welche er in entsprechender Weise mit allgemeinen Wohlfahrtseinrichtungen ausgestalten kann. So kaufte für nicht geringes Geld bereits im Jahre 1912 Professor Ostwald, der Leiter dieses Bundes, die Amtsschreibermühle bei Eisenberg an, um dieselbe in ein „monistisches Kloster" zu verwandeln; dasselbe soll aber nur einseitig wissenschaftlichen Untersuchungen, welche die Richtigkeit der Ansichten des Monistenbundes beweisen sollen, dienen. Auch brachte das „Gothaische Tageblatt" vom 13. März 1913 die Mitteilung: „Zur Erweiterung der monistischen Siedelung zu Karlsmühle bei Eisenberg kaufte Geheimrat Ostwald der Frankfurter Zeitung zufolge die benachbarte Walkmühle für 80 000 Mark an."

Nach der Ansicht des Verfassers vorliegender Schrift können aber diese „monistischen Klöster" oder „Siedelungen", welche die Beteiligung des Monistenbundes an den Arbeiten des Parakletasyls ganz überflüssig machen, nur dann eine gewisse Bürgschaft für die Zukunft bieten, wenn auch Werke entsagender Barmherzigkeit in ihnen geübt werden; denn zu ihrem sicheren Fortbestehen können dieselben die Sympathien des Volkes nicht gut entbehren; solche aber werden durch blos utilitaristische Bestrebungen schwerlich gewonnen.

Nun behauptete ja allerdings der Monistenbund, er vertrete alle Formen des Monismus. Das widerspricht jedoch entschieden seiner ganz einseitig materialistischen Tendenz, wie sie von Häckel angegeben wurde und ist überdies nicht gut ausführbar und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil die beiden Auffassungen, welche dem Monismus zu Grunde liegen, sich gegenseitig ausschließen. Während nämlich der Monismus überhaupt die Wesenseinheit von Geist und Stoff vertritt, ist nach dem idealistischen Monismus, der auch Phänomenalismus genannt wird, der Geist das Ursprüngliche, während der materialistische Monismus, der nichts anderes ist als Materialismus selbst, im Stoff das Ursprüngliche sieht. Dagegen behauptet der Dualismus, wie er der Kirchenlehre zu Grunde liegt, die Wesensverschiedenheit von Geist und Stoff. Der Monistenbund ist nun aber in ganz einseitiger Weise auf dem materialistischen Monismus aufgebaut und läßt den idealistischen Monismus, der nach seiner Dogmatik angeblich nicht „wissenschaftlich" ist, überhaupt nicht gelten. Allerdings wird letzterer mit dem in der Kirchenlehre vertretenen Dualismus wohl auch vereinbar gehalten, wie denn Johannes Repke in seiner Schrift „Paitheistischer und theistischer Monismus" hierüber sagt:

„Dieser Dualismus schließt aber einen religiösen Monismus nicht aus, sondern ein. Er beruht auf der Glaubensüberzeugung, daß Gottes schöpferischer Wille die einzige Weltursache ist, daß Gottes Wille die Welt

lebendig durchwaltet und der Weltentwicklung Zweck und Ziel bestimmt. Dadurch wird die relative Selbständigkeit der Natur und des freien Willens nicht aufgehoben. Gott bleibt aber der Herr von beiden, der alles, was in der Welt erstrebt, gewollt, gewirkt und getan wird, in seinen Weltzweck einordnet."

Mit dem cartesianischen Dualismus, der Stoff und Geist ausdrücklich als Gegensätze auffaßt, kann freilich auch der idealistische Monismus nicht wohl vereinigt werden.

Höchst kennzeichnend für die Denkweise des Monistenbundes ist nun, eine Mitteilung des „Gothaischen Tageblatts" vom 12. November 1912, worin berichtet wird:

„Beim Ausschluß des Vorstandsmitgliedes Dr. Schlüters als eines Impfgegners aus der Ortsgruppe Hamburg des Deutschen Monistenbundes wurde mit Berufung auf Professor Ostwalds Satz, daß ausschließlich die Wissenschaft über alle Fragen des menschlichen Lebens und Denkens entscheiden solle, von den Vorstandsmitgliedern Professor Dr. Unna und Dr. med. von der Pörker folgender Antrag gestellt und von der Ortsgruppe angenommen: „„Wer öffentlich agitatorisch eine wissenschaftliche Anschauung bekämpft, die von den Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses als Wissenschaft anerkannt ist und sich dadurch also in Widerspruch setzt mit der ernsten wissenschaftlichen Ansicht der übrigen, darf nicht in den geschäftsführenden Ausschuß gewählt werden!""

Bei dieser Entscheidung, welche an das Urteil manches Oberkirchenrats erinnert, wäre es wohl nicht unzweckmäßig, sich zu erinnern, daß einst auch die von Columbus geplante Fahrt in westlicher Richtung nach Indien, welche die Kugelgestalt der Erde zur Voraussetzung hatte, von der damaligen „Wissenschaft" als unsinnig angesehen wurde, da er ja „unten" bei den „Antipoden" von der Erde herunterfallen müsse, daß Kopernikus mit seinem Weltsystem von der „Wissenschaft" lange Zeit beharrlich abgewiesen wurde, daß Giordano Bruno mit seinem Eintreten für dieses kopernikanische Weltsystem und seiner Behauptung einer Mehrheit von Welten von den Vertretern der „Wissenschaft" in Oxford und Marburg verspottet wurde, daß Watt, weil er die Dampfmaschine erfand, von der „Wissenschaft" in's Narrenhaus gesteckt wurde, daß noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von der französischen Akademie, welche im Geruch wissenschaftlicher Unfehlbarkeit stand, die Mitteilungen von Meteoritenfällen als Aberglauben gekennzeichnet wurden, und sich noch vor wenigen Jahrzehnten die „Wissenschaft" nur sehr schwer dazu bequemte, die Ergebnisse hypnotischer Experimente als Tatsachen anzuerkennen. Jedenfalls aber dürfte es stark zu bezweifeln sein, daß der Monistenbund inzwischen den Stein der Weisen gefunden haben wird.

Wie aber nicht zu wünschen ist, daß diese einseitige materialistische Richtung im Parakletasyl die Oberhand gewinne, hält der Verfasser dieser Schrift auch ihr Eindringen in den Freimaurerbund selbst für eine Gefährdung desselben und ist der Ansicht, daß dadurch die Freimaurerei nicht sowohl ihren Menschheitsbau verwirklicht, sondern vielmehr an einem neuen Turm zu Babel arbeitet, bei welchem der Widerstreit der sich gegenseitig ausschließenden Weltanschauungen nach dasselbe Unheil anrichten wird, wie es die Verwirrung der Sprachen an Nimrods Werk vollbrachte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil unter solchen Umständen der für die Verwirklichung des geplanten Menschheitsbaues ganz unerläßliche Kitt oder Mörtel des

religiösen Glaubens fehlt, den die Freimaurerei in seiner einfachsten Form besitzt, wenn sie an Stelle bestimmter Konfessionen die Definition der Religion setzt, ohne welchen sie aber dem Verfalle entgegengeht.

Uebrigens dürfte diesen „Monisten" auch keineswegs das Recht zustehen, sich allein für die Vertreter der Wissenschaft anzusehen, da doch in dem Lehrplan jeder vollständigen Universität auch Philosophie und Jurisprudenz, ja selbst Theologie noch als Wissenschaften gelten. Freilich ist gerade von der philosophischen Fakultät dem Materialismus arg mitgespielt worden, wie denn die „wissenschaftlichen" Behauptungen des Materialismus keineswegs alle ausgemachte Wahrheiten enthalten dürften. Es würde natürlich hier viel zu weit führen, hier auf alle die einleuchtenden und schlagenden Widerlegungen der materialistischen Lehre einzugehen, weshalb hier unter anderem nur auf die in Ernst Günthers Verlag zu Leipzig im Jahre 1881 erschienene Schrift „Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben" von dem 1908 verstorbenen kantischen Philosophen Dr. Fritz Schultze, Professor der technischen Hochschule in Dresden, verwiesen sein soll; dieselbe ist die Wiedergabe eines Vortrags, den der genannte Gelehrte am 13. Januar 1881 im „Gemeinnützigen Verein" zu Dresden hielt, demnach also nicht gar zu ausführlich und umfangreich.

Der materialistische Atheismus, wie ihn heute besonders der Monistenbund vertritt, stützte nun seine Propaganda besonders auf das Vorurteil, als ob in dieser Weltauffassung gerade die Geistesfreiheit begründet sei, eine Ansicht, die jedoch keineswegs überall ohne Widerspruch aufgenommen wird. Schrieb doch schon Heinrich Heine im Vorwort zu seinem Romanzero über die Pfaffenschaft des Unglaubens und die hohe Klerisei des Atheismus, welche ihn sicherlich durch ihr Inquisitionstribunal als Ketzer auf die Folter spannen würde, um ihn zum Bekenntnis zu nötigen, daß er sich mit der Bibel beschäftigt habe.

Ebenso scharf verwahrt sich der jetzt in Danzig, vorher in Königsberg in Preußen und in Tilsit tätige freireligiöse Prediger Dr. theol. C. Schieler, der ehemals Professor der Theologie am katholischen Priesterseminar zu Mainz gewesen war, in seiner 1901 zu Frankfurt am Main erschienenen Schrift „Mein Austritt aus der katholischen Kirche" sehr energisch gegen die neue Geistesknechtschaft der materialistischen Geistesströmung, wobei er auf Seite 116 seiner Schrift auf folgende Worte des bekannten vor einigen Jahren verstorbenen Reformkatholiken Hermann Schell, Professors der katholischen Apologetik an der Universität Würzburg, verweist, nämlich:

„Freiheit des Denkens ist wirklich ein Ideal, insoferne es die Freiheit von allen Vorurteilen bedeutet, und bleibt ein Ideal, solange die größte Gefahr für das Urteil und für den Fortschritt der Forschung die Befangenheit durch Vorurteile ist. *Freiheit des Denkens bedeutet nichts anderes als das Bestreben, alle jene Einflüsse auf das Denken zu brechen und fernzuhalten, welche kein Wahrheitsrecht haben, weil sie nicht Tatsachen oder tatsächlich begründet sind, weil sie nur Einbildungen, Denkgewöhnung oder oberflächliche Deutungen der Sinneseindrücke oder anderer Mitteilungen* wie z. B. geschichtlicher Urkunden oder religiöser Quellenschriften sind."

Bei einem Naturforscher würde das religiöse Erfordernis, welches § 7 der Parakletstatuten an die Väter des Asyls stellt, durch die Anerkennung

des teleologischen Standpunktes bedingt, wobei an folgende Stelle aus Kants „Kritik der Urteilskraft" erinnert werden mag:

„Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen. Daß dann aber auch in der Natur, wenn wir bis zum Prinzip derselben in der Spekulation ihrer allgemeinen uns bekannten Gesetze durchdringen könnten, ein hinreichender Grund der Möglichkeit organisierter Wesen, ohne ihrer Erzeugung eine Absicht unterzulegen (also im bloßen Mechanismus derselben) gar nicht verborgen liegen könne, das wäre wiederum von uns zu vermessen geurteilt. Denn woher wollen wir das wissen? — Wahrscheinlichkeiten fallen hier gar weg, wo es auf Urteile der reinen Vernunft ankommt. — Also können wir über den Satz: ob ein nach Absichten handelndes Wesen als Weltursache (mithin als Urheber) dem, was wir mit Recht Naturzwecke nennen, zum Grunde liege, objektiv gar nicht, weder bejahend noch verneinend, urteilen; nur soviel ist sicher, daß, wenn wir doch wenigstens nach dem, was uns einzusehen durch unsere eigene Natur vergönnt ist, (nach den Bedingungen und Schranken unserer Vernunft) urteilen sollen, wir schlechterdings nichts anders als ein verständiges Wesen der Möglichkeit jener Naturzwecke zum Grunde legen können, welches der Maxime unserer reflektierenden Urteilskraft, folglich einen subjektiven, aber dem menschlichen Geschlecht unnachläßlich anhängenden Grunde allein gemäß ist."

Etwas später äußert Kant in derselben Schrift:

„Hieraus läßt sich auch das, was man sonst zwar leicht vermuten, aber schwerlich mit Gewißheit behaupten und beweisen konnte, einsehen, daß zwar das Prinzip einer mechanischen Ableitung zweckmäßiger Naturprodukte neben dem teleologischen bestehen, dieses letztere aber keineswegs entbehrlich machen könnte: d. i. man kann an einem Dinge, welches wir als Naturzweck beurteilen müssen (einem organisierten Wesen), zwar alle bekannte und noch zu entdeckende Gesetze der mechanischen Erzeugung versuchen und noch hoffen dürfen, damit guten Fortgang zu haben, niemals aber der Berufung auf einen davon ganz unterschiedenen Erzeugungsgrund, nämlich der Kausalität durch Zweck, für die Möglichkeit eines solchen Produkts überhoben sein; und schlechterdings kann keine menschliche Vernunft (auch keine endliche, die der Qualität nach der unsrigen ähnlich wäre, sie aber dem Grade nach so sehr überstiege) die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus bloß mechanischen Ursachen zu verstehen hoffen. Denn wenn die teleologische Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen zur Möglichkeit eines solchen Gegenstandes für die Urteilskraft ganz unentbehrlich ist, selbst um diese nur am Leitfaden der Erfahrung zu studieren; wenn für äußere Gegenstände, als Erscheinungen, ein sich auf Zwecke beziehender hinreichender Grund gar nicht angetroffen werden kann, sondern dieser, der auch in der Natur liegt, doch nur im übersinnlichen Substrat derselben gesucht werden muß, von welchem uns aber alle mögliche Einsicht abgeschnitten ist, so ist es uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst hergenommene Erklärungsgründe für Zweckverbindungen zu schöpfen; und es ist nach der Beschaffenheit des menschlichen Er-

kenntnisvermögens notwendig, den obersten Grund dazu in einem ursprünglichen Verstande als Weltursache zu suchen."

Noch etwas später wird in derselben Schrift Kants die Notwendigkeit der Annahme einer absichtlich wirkenden Ursache für die Möglichkeit organisierter Wesen in der Natur noch mit folgenden Worten gezeigt:

„Ob also gleich sowohl der Mechanismus als der teleologische (absichtliche) Technicismus der Natur in Ansehung ebendesselben Produkts und seiner Möglichkeit unter einem gemeinschaftlichen obern Prinzip der Natur nach besondere Gesetze stehen mögen, so können wir doch, da dieses Prinzip transscendent ist, nach der Eingeschränktheit unseres Verstandes die Prinzipien in der Erklärung eben derselben Naturerzeugung alsdann nicht vereinigen, wenn selbst die innere Möglichkeit dieses Produkts nur durch eine Causalität nach Zwecken verständlich ist (wie organisierte Materien von der Art sind). Es bleibt also bei dem obigen Grundsatze der Teleologie, daß, nach der Beschaffenheit des menschlichen Verstandes, für die Möglichkeit organischer Wesen in der Natur keine andere als absichtlich wirkende Ursache könne angenommen werden, und der bloße Mechanismus der Natur zur Erklärung dieser ihrer Produkte gar nicht hinlänglich sein könne, ohne doch dadurch in Ansehung der Möglichkeit solcher Dinge selbst durch diesen Grundsatz entscheiden zu wollen."

Nun wird ja allerdings die Teleologie nicht zur Naturwissenschaft, sondern zur Theologie gezogen; dieses wird aber begreiflich, wenn man in der gleichen Schrift Kants am Schluß des Abschnittes über die „Analytik der teleologischen Urteilskraft" liest:

„Warum aber macht doch die Teleologie gewöhnlich keinen eigenen Teil der theoretischen Naturwissenschaft aus, sondern wird zur Theologie als Propädeutik oder Uebergang gezogen? Dieses geschieht, um das Studium der Natur nach ihrem Mechanismus an demjenigen festzuhalten, was wir unserer Beobachtung oder Experimenten so unterwerfen können, daß wir es gleich der Natur, wenigstens der Aehnlichkeit der Gesetze nach, selbst hervorbringen könnten; denn nur soviel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zu Stande bringen kann. Organisation aber, als innerer Zweck der Natur, übersteigt unendlich alles Vermögen einer ähnlichen Darstellung durch Kunst; und, was äußere für zweckmäßig gehaltene Natureinrichtungen betrifft (zum Beispiel Winde, Regen und dergleichen), so betrachtet die Physik wohl den Mechanismus derselben; aber ihre Beziehung auf Zwecke, sofern diese eine zur Ursache notwendig gehörige Bedingung sein soll, kann sie gar nicht darstellen, weil diese Notwendigkeit der Verknüpfung gänzlich die Verbindung unserer Begriffe und nicht die Beschaffenheit der Dinge angeht."

Aus diesen Aeußerungen ergibt sich also der Schluß, daß gerade die Teleologie das verknüpfende Band zwischen Religion und Naturwissenschaft durch ihre Beziehung zur Theologie darstellt.

Uebrigens soll in der Vorschrift des § 7 der Parakletstatuten, welche die Anerkennung einer geistigen Weltursache oder entsprechenden Urhebers verlangt, was an Plato's Annahme einer Weltursache im „Philebus" und später eines Welturhebers in seinem pythagoräisierenden Werke „Timäus" erinnert, nicht gesagt sein, daß diese Ursache oder dieser Urheber notwendig, wie es z. B. das Hauptdogma der „Theosophischen Gesellschaft" verlangt, eine Einheit bilden müßte. Vielmehr kann diese Weltursache in einem geistigen Schaffen, an dem mehrere Götter oder Geister beteiligt sind, er-

blickt werden und die Annahme zulassen, daß es entweder pantheistisch der Allheit oder monotheistisch einer Einheit oder polytheistisch einer Vielheit entspringe.

Was nun die Abweisung von Nietzsche's Anhängern von der Leitung des Asyls betrifft, so wird diese ja durch Nietzsche's Standpunkt als Egoist, Immoralist und „Antichrist", d. h. als Gegner der Nächstenliebe, welche den freimaurerischen Begriff des „Christentums" ausmacht, hinreichend erklärt. Nietzsche selbst faßt sein ethisches Prinzip unter anderem in folgende Worte:

„Was hart macht, müssen wir aufsuchen. Hart wird der Stahl im Feuer: im Feuer der ungebändigten Leidenschaften müssen wir unsern Willen härten; solche Feuer hat aber immer das Böse entzündet, das Grausame, Wilde, Tyrannische. Deshalb muß der Mensch immer besser und böser werden; das Böse ist des Menschen beste Kraft. Fast alles, was wir höhere Kultur nennen, beruht auf der Vergeistigung und Vertiefung der Grausamkeit. Alle die Triebe und Leidenschaften, die wir böse nennen, müssen im Haushalt des Lebens nicht nur grundsätzlich und grundwesentlich vorhanden sein, sondern auch noch gesteigert werden, damit das Leben selbst gesteigert werden kann."

Es ist wohl ganz selbstverständlich, daß Personen von solcher Denkart für die Leitung des Parakletasyls in jeder Hinsicht untauglich sind.

Hierzu wäre noch hinzuzufügen, daß Nietzsche auch auf das Gute, was man ihm zuschreibt, nämlich den Versuch, die bevormundete Menschheit mündig zu machen und eine größere Pflege körperlicher Ausbildung anzubahnen, keineswegs einen Anspruch auf Priorität hat. Denn nicht nur haben, *jedoch im Einklang mit der Sittlichkeit*, bereits Jean Jacques Rousseau, Fichte und Fröbel, wobei an die schöne Schilderung an die nach Fröbels Grundsätzen geleitete Erziehungsanstalt zu Keilhau in Georg Ebers' „Geschichte meines Lebens" besonders verwiesen werden soll, in dieser Hinsicht schon sehr viel geleistet; sondern das Gute, was durch Nietzsche nach der Meinung seiner Verteidiger gefördert werden soll, ist in der nordamerikanischen Erziehung schon seit vielen Jahrzehnten tatsächlich verwirklicht worden und, was die Selbständigkeit des Menschen betrifft, so hat besonders David Thoreau durch sein von aller Gesellschaft abgeschiedenes arbeitsames Einsiedlerleben, das er in seinem Buch „Walden" beschrieb, auch die praktische Ausführbarkeit seiner darauf bezüglichen Ansichten bewiesen, während bei Nietzsche von solchen *praktischen* Beweisen nichts wahrzunehmen ist.

Der durch Nietzsche angegebenen egoistischen Richtung wären aber wohl am besten Kants Ansichten entgegenzustellen, wie sie dieser z. B. in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" äußert, indem er über Verstand, Mut, Mäßigung und andere treffliche Geistesgaben und rühmliche Eigenschaften des Temperaments urteilt, sie seien „ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert, aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von ihnen Gebrauch machen soll, nicht gut ist."

Was die künstlerischen Arbeiten anbetrifft, von denen § 4 der Paraklet-statuten spricht, so werden dieselben durch den vierten Vorschlag der Hausordnung noch etwas näher bestimmt, um einer Züchtung *jenes* Dilettantismus, dem die Kunst nichts als ein bloßes Spiel zur Abwehr der Langeweile ist, oder ein durch Eitelkeit veranlaßter Sport, vorzubeugen. Doch hat wohl Max Hirschfeld, der Vorstand des Deutschen Schriftstellervereins in Berlin, in der „Feder", dem Organ genannten Vereins, mit vollen Recht darauf hingewiesen, daß wohl alle, auch die bedeutendsten Schriftsteller, als

Dilettanten angefangen haben, und das Gleiche dürfte auch von den andern Künstlern gelten, da niemand als Meister geboren wird, und erst die Uebung den Meister macht. Aus diesem Grunde ist auch das abweisende Verhalten gegen jeden Dilettantismus in Beurteilung der künstlerischen Werke, welche die Schützlinge des Parakletasyls liefern möchten, *nicht* am Platze; vielmehr ist ein gewisses Wohlwollen, besonders sobald sich Anzeichen von Begabung bemerkbar machen, angezeigt. Jedoch sollen die künstlerischen und literarischen Arbeiten im Parakletasyl, wie ja auch § 4 der Statuten sagt, dem freimaurerischen Charakter der Anstalt entsprechend, in der Regel geeignet sein, zur Wohlfahrt der Menschheit beizutragen, also die Tendenz zeigen, an der Vervollkommnung, der dem Sittengesetz entsprechenden Aufklärung und der Veredlung der Menschheit mitzuhelfen, während Werke, welche nach dem Grundsatz, daß die Kunst Selbstzweck sei, hervorgebracht wurden, für das Parakletasyl wohl nicht sehr geeignet sind. Indessen ist es nicht angezeigt, daß derartige Produkte, sofern sie dem Asyl pekuniären Gewinn versprechen, aus dem Asyl gänzlich ausgeschlossen würden. Es darf aber durch dieselben auf keinen Fall der freimaurerische Zweck der menschlichen Wohlfahrt gefährdet werden. Immerhin aber dürfte hierbei wieder an eine Stelle in Kants „Kritik der Urteilskraft" erinnert werden, worin dieser sagt: „Schöne Kunst muß in doppelter Beziehung freie Kunst sein, sowohl, daß sie nicht, als Lohngeschäft, eine Arbeit sei, deren Größe sich nach einem bestimmten Maßstabe beurteilen, erzwingen oder bezahlen läßt, sondern auch, daß das Gemüt sich zwar beschäftigt, aber dabei doch, ohne auf einen andern Zweck hinauszusehen (*unabhängig vom Lohne*) befriedigt und erweckt fühlt."

Und ferner verdient aus der gleichen Schrift Kants hier noch folgende Stelle Beachtung:

„Das Schöne ist das Symbol des Sittlichguten und auch nur in dieser Rücksicht (einer Beziehung, die jedermann natürlich ist, und die auch jedermann anderen als Pflicht zumutet, gefällt es mit einem Anspruch auf jedes anderen Beistimmung, wobei sich das Gemüt zugleich einer gewissen Veredelung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneseindrücke bewußt ist und anderer Werke auch nach einer ähnlichen Maxime ihrer Urteilskraft schätzet. Das ist das *Intelligibele*."

Das Intelligibele, d. h. Uebersinnliche, läßt sich aber keine Vorschriften machen. Wenn nun auch bei der *Beurteilung* der Kunstwerke im Parakletasyl die Tendenz der menschlichen Wohlfahrt, von welcher die Freimaurerei geleitet werden soll, maßgebend sein soll, so wäre es doch höchst verkehrt, diese Tendenz dem schaffenden Künstler etwa vorschreiben zu wollen.

Bei § 12 wäre ferner vielleicht auch empfehlenswert, daß Mitglieder vom „roten Kreuz" oder entsprechender sanitärer Verbände auch in Zeiten, wo die in diesem Paragraphen vorgesehenen Fälle nicht eintreten, den Schützlingen des Parakletasyls einigen Unterricht im Samariterwesen erteilen würden.

Auch verdient der § 15 eine Besprechung, in welchem von der Verbindung des Parakletasyls für wissenschaftlich gebildete Personen mit ähnlichen für Kaufleute, Industrielle, Landwirte, Handarbeiter u. s. w. gesprochen wird.

Was nun solche für Kaufleute anbetrifft, so wäre hier noch ganz besonders auf jene Stelle im § 2 der Parakletstatuten hinzuweisen, worin gesagt wird:

„Unter Personen, welche die Universitätsreife besitzen, sind solche zu verstehen, welche auf Grund ihrer Vorbildung zum Hochschulstudium vom Staat zugelassen sind oder zugelassen würden."

Nun sind aber durch die sogenannte „kleine Matrikel" an den bayerischen Hochschulen zum Studium alle Personen, welche das Zeugnis für den Einjährig-Freiwilligendienst erworben haben, und selbst Volksschullehrer zugelassen, folglich besitzen diese nach § 2 der Parakletstatuten „Universitätsreife" und damit auch das Recht, im Parakletasyl für wissenschaftlich gebildete Personen gegebenen Falls Aufnahme zu finden, falls einer solchen sonst kein Hindernis im Wege steht. Da nun auch die meisten gebildeten Kaufleute, Techniker, Offiziere u. s. w. sich im Besitze eines solchen Zeugnisses befinden, so geht daraus hervor, daß auch sie ein Anrecht auf das genannte Asyl besitzen. Ueberhaupt ist es ein großer Irrtum, zu wähnen, daß „wissenschaftlich gebildete Personen" notwendig solche sein müßten, welche gelehrten Berufsarten angehörten. Denn ein „wissenschaftlich gebildeter Mann" braucht deshalb noch keineswegs ein Gelehrter zu sein, wenn auch das Asyl wegen des bedeutenden Unterschiedes der Vorbildung von Kaufleuten und von Gelehrten hauptsächlich für letztere berechnet ist und deshalb ein entsprechendes Asyl für Kaufleute keineswegs überflüssig machen dürfte.

Was nun Handarbeiter betrifft, so könnte man einwerfen, daß gerade für diese durch Arbeiterversicherung, Arbeitsämter und Arbeiterkolonien hinreichend gesorgt sei, so daß ein derartiges nach § 15 erweitertes Asyl für derartige Personen überflüssig sein würde. Diesem Einwurf ist jedoch entgegenzuhalten, daß das Parakletasyl doch der Aufnahme *unbescholtener* Personen dienen soll, während z. B. die Arbeiterkolonien auch entlassenen Sträflingen geöffnet stehen; es ist aber einem unbescholtenen, rechtschaffenen Arbeiter nicht zu verdenken, wenn er mit einer derartigen Gesellschaft nichts zu schaffen haben mag. — Zweitens aber werden die Arbeitsämter mit einiger Gewähr auf Beschäftigung doch meist nur professionellen Arbeitern genügend entgegenkommen können, wenn auch in der Gegenwart wohl noch den Professionslosen manche Beschäftigung nachgewiesen werden kann. Doch ist es sehr zweifelhaft, ob dies in aller Zukunft so bleiben wird. Denn der Verfasser dieser Schrift hält es für sehr wahrscheinlich, daß Otto Kammerer, Professor der technischen Hochschule in Charlottenburg, Recht behalten wird, wenn er in seiner Broschüre „Die Ursachen des technischen Fortschritts" zu folgendem Ergebnisse gelangt:

„*Der Ueberblick über die jüngste Entwicklung der Maschinentechnik ließ als hervorstechendsten Grundzug der Arbeit des letzten Jahrzehnts das Bestreben erkennen, die Maschinen unter Zuhilfenahme der elektrischen Kraftverteilung so zu vervollkommnen, daß sie nicht nur ihren Hauptzweck erfüllen — Förderbewegung oder Werkzeugbewegung —, sondern, daß sie darüber hinaus auch alle Hilfsgriffe und Handreichungen selbst ausführen.* Es geht also die Entwicklung nicht, wie vielfach angenommen wird, dahin, daß immer mehr Handlanger in den Dienst der Maschine gestellt werden. Tatsächlich werden im Gegenteil die Handlanger immer mehr ausgeschaltet; an ihre Stelle tritt eine geringe Zahl hochwertiger Arbeiter, die die notwendige Intelligenz und Fachbildung besitzen, um die vollkommenen Maschinen zu verstehen und richtig zu lenken."

„Wenn auch zunächst die an einer Stelle eines Werkes überflüssig gewordenen Handlanger infolge Steigerung der Produktion an anderer Stelle verwendet werden können, so wird doch jedenfalls der Zuwachs von Handlangern in der Zukunft nur gering sein können; nur das Bedürfnis nach gelernten Arbeitern wird bestehen bleiben und zunehmen. Es wird daher eine Fachausbildung in der Zukunft wertvoller sein als irgendeine Kranken- oder Altersversicherung; denn der ungelernte Arbeiter wird so wenig zu gebrauchen sein wie der ungesunde. Ein Staat, der nicht auf irgend eine Art dafür sorgt, daß die heranwachsende Generation eine Fachbildung erhält, wird vielleicht in Zukunft in die gleiche Bedrängnis geraten wie ein Staat, der hölzerne Kriegsschiffe mit Vorderladekanonen in den Kampf gepanzerter Linienschiffe mit Schnellladegeschützen schickt."

„Jeder Kolonialkrieg hat gezeigt, in welch hohem Maß eine numerische Uebermacht durch vollkommene technische Waffen und durch kriegsmäßige Ausbildung überwunden werden kann: das Maschinengewehr siegt über eine Vielzahl von Magazingewehren. In gleicher Weise wird man aus der Erkenntnis der jüngsten maschinentechnischen Entwicklung die Schlußfolgerung ziehen dürfen, daß die industrielle Zukunft nicht dem Staat mit der größten Einwohnerzahl, sondern dem Staat mit der intelligentesten, tüchtigsten und bestausgebildeten Bevölkerung gehören wird."

Bei solcher Entwicklung ist jedoch vorauszusehen, daß ebenso, wie früher beim Ersatz der Handarbeit durch Maschinenbetrieb, eine große Menge von Personen, die jetzt noch als Fabrikarbeiter ihr Auskommen finden können, arbeits- und brotlos werden, und daß für diese schließlich weder Arbeiterversicherung, noch Arbeitsämter, noch Arbeiterkolonien die nötige Fürsorge zu treffen im Stande sind.

Drittens aber kommt für die Einrichtung solcher Asyle als freimaurerischer Institute noch ein Umstand hinzu, auf den besonders Naumann in seiner Schrift „Das Ideal der Freiheit" hingewiesen hat, wenn er sagt, daß in den großen kartellierten Betrieben zwar nicht gehungert werde, die Menschen aber, die darin beschäftigt seien, Maschinenteile und Nummern würden; die erste Generation brächte möglicher Weise noch gewisse Persönlichkeits- und Freiheitsideen von außenher mit; vielleicht aber stelle sich schon in der Welt der Großbetriebe bei der zweiten oder dritten Generation eine sklavenhafte Geduld ein, die alle bisherigen Ergebnisse liberaler Geschichtsentwicklung zerstöre.

Die Ursache dieser Erscheinung ist nun offenbar in der Geistlosigkeit der bloß mechanischen Arbeit zu suchen, und gerade dieser Geistlosigkeit wird die Leitung derartiger Parakletasyle, da sie ja freimaurerisch ist, und gerade Volkserziehung eine Hauptaufgabe des Freimaurerbundes ist, durch angemessene Sorge für die seelische Weiterbildung ihrer Schützlinge entgegentreten müssen, wobei vielleicht Schützlinge des Paraklets für wissenschaftlich gebildete Personen als Lehrer angestellt werden können.

Noch wäre in diesen Erklärungen darauf aufmerksam zu machen, daß die Archive und Bibliotheken vieler Freimaurerlogen Schriften enthalten, deren Inhalt nicht nur kein Geheimnis zu bleiben braucht, sondern sogar die größte Verbreitung in der Oeffentlichkeit verdient. Vielleicht könnten

auch die Schützlinge des Paraklets zum Teil zu den hierfür erforderlichen Arbeiten herangezogen werden.

Bei alledem ist jedoch zu beherzigen, daß, wenn es auch für den Fortbestand des Asyls unerläßlich ist, daß dasselbe eine Arbeitsstätte sein muß, doch die geforderten Arbeiten nicht durch ihre Masse oder durch ihre Schwierigkeit zu einer unerträglichen Last werden dürfen, und daß die Väter, je nach Erfordernis, den Schützlingen gegenüber nicht nur Strenge, sondern auch teilnehmende Milde und Nachsicht walten lassen sollten.

Mitteilungen zur Vorgeschichte des geplanten Parakletasyls.

Obgleich der Verfasser vorliegender Schrift die ersten Anregungen zu seinem Plane eines Parakletasyls erst im Sommer des Jahres 1887 zu Chicago erhielt, hatte es doch nicht an Einflüssen gefehlt, welche ihn schon seit seiner frühen Jugend denselben vorbereiten halfen, weshalb es angezeigt sein dürfte, auf diese hier etwas näher einzugehen.

Es ist dabei zuerst darauf aufmerksam zu machen, daß der Urheber des Planes schon in seiner Kindheit, obgleich einst protestantisch getauft, nicht nur der kirchlichen Lehre, sondern auch dem christlichen Glauben entfremdet wurde. Ursachen davon waren wohl die frühzeitige Gewöhnung an eine rationalistische Auffassung der Dinge, welche ebensowohl dem Wunder- wie den Bibelglauben nicht sonderlich günstig war, sowie an eine ebenso frühzeitige emsige Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, in welcher heutzutage für den Wunder- und Bibelglauben ebenfalls kein Platz mehr ist.

Wohl nicht ganz mit Unrecht erblickte er auch in dem Ansinnen, in den Erzählungen der Bibel solche wirklicher Geschehnisse zu erblicken und die historische Persönlichkeit von Jesus Christus als den eingeborenen Sohn Gottes aufzufassen, eine Gefährdung geistiger Freiheit und nicht nur eine Bevormundung des Geistes, sondern auch, wo dieselbe aufgenötigt werden sollte, einen unstatthaften Gewissenszwang. Diese Ansichten, die ihm der christlichen Religion entfremdeten, vertritt übrigens für seine Person der Autor dieser Schrift heute noch. Ebenso ist er aber auch der Ueberzeugung, daß der gegen die Anhänger der christlichen Religion von ihren rationalistischen oder materialistischen Gegnern erhobene Vorwurf geistiger Unfreiheit nur insofern berechtigt ist, als er sich mit der Ablehnung dieser erwähnten christlichen Glaubensansichten begnügt; keineswegs aber kann ein solcher Vorwurf schon den Gottesgläubigen treffen; da ja derselbe in voller Geistesfreiheit nach bester Erkenntnis sich eine pantheistische, monotheistische oder andere Weltauffassung auswählen kann.

Nun gibt es auch heute noch Freimaurerlogen, welche der Meinung sind, daß nur „Christen" Freimaurer werden könnten. Davon wissen allerdings die „Alten Pflichten" selbst nichts; indessen fehlt es in der Freimaurerei sonst keineswegs an Hinweisen, welche eine solche Auffassung begünstigen können. Da nun der Plan des Parakletasyls mit dieser jedenfalls nicht zusammenstimmt, ist es wohl angebracht, auch hierzu noch einige Worte zu sagen.

Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Freimaurerei sich viel in Symbolen und allegorischen Darstellungen bewegt und manchem Worte einen anderen Sinn beilegt als den, welchen man im gewöhnlichen oder „profanen" Leben damit verbindet. Wie nun in der Freimaurerei unter „Christentum", wie schon früher gesagt, das Bekenntnis der Nächstenliebe allein schon meistens verstanden wird, mit dem sich auch viele im Sinne der Theo-

logie nicht christliche Religionen vertragen, so kann wohl auch für „Christus“ oder „Sohn Gottes“ der Begriff angenommen werden, den Kant in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ damit verbindet, indem er darunter das Ideal des vollkommenen Menschen begreift. In diesem Sinne sind auch die Buddhisten „Christen“, d. h. Christusgläubige, indem sie in Buddha ein solches Ideal oder ihren „Christus“ sehen; ebenso waren es aber auch die Stoiker mit ihrem Ideal des „Weisen“ u. s. w.

Indessen dürfte es aber doch kaum angängig sein, im „profanen“ Leben in diesem angegebenen Sinne von „Christentum“ zu sprechen, weil damit allen möglichen, oft willkürlichen Ausdeutungen dieses Begriffes Tür und Tor geöffnet werden würde und anstatt Klärung eher eine außerordentliche Verwirrung in den Religionsbegriffen, die für das religiöse Leben schwerlich förderlich sein könnte, Platz greifen könnte. Vielmehr dürfte in diesem „profanen“ Leben die Auffassung der Theologie vorzuziehen sein, welche unter „Christen“ diejenigen Personen versteht, welche sich zu der Lehre des historischen Jesus Christus bekennen, und in diesem Sinne Missionäre zu den Buddhisten u. s. w. schickt, um diese zum „Christentum“ zu bekehren.

Nach dieser „profanen“ Auffassung war der Autor also schon in früher Jugend kein „Christ“ mehr, während er nach der Deutung, welche die Freimaurerei und Kant vom Christentum geben, allerdings in jener Zeit durchaus auf dem Boden desselben stand; in dieser Bedeutung gehört er der genannten Religion auch heute an. Dies gilt aber auch sicher von vielen Personen, die niemals getauft worden sind.

Ein anderer Umstand, welcher den Autor dem herrschenden Christentum entfremdete, war sein frühes Bekanntwerden mit der buddhistischen Lehre zu einer Zeit, als er noch die unteren Klassen des Gymnasiums zu Coburg besuchte. Diese Bekanntschaft wurde durch einen Aufsatz des nun auch verstorbenen Geographen Richard Andree über den weisen König Mongkut von Siam, den Bruder und Vorgänger des 1868 auf den Thron von Siam gelangten nun ebenfalls verstorbenen Königs Tschulalongkoon, vermittelt, wobei das große Interesse, welches der Autor vorliegender Schrift außer für Naturwissenschaft, auch für Geographie, Völkerkunde und Geschichte hatte, den buddhistischen Lehren entgegen kam. Was er an denselben sehr hochschätzte, war die auch auf die Tierwelt ausgedehnte Freundschaftlichkeit, die große Duldsamkeit gegen Andersgläubige und die Ablehnung der in dem christlichen Evangelium ausgesprochenen Lehre, wonach derjenige, der nicht alles, was er habe, den Armen opfere, nicht die Seligkeit erlangen könne; denn Buddha hatte auch den Beitritt reicher Kaufleute zu seiner Lehre nicht im mindesten beanstandet, ohne von ihnen solche Opfer zu verlangen. Es braucht unter diesen Umständen nicht aber Verwunderung zu erregen, wenn der Vergleich, den der Verfasser zwischen Buddhismus und Christentum anstellte, keineswegs zu Gunsten des letzteren ausfiel. Auch die gehässigen Angriffe christlicher Theologen gegen den Buddhismus vermochten ihn in seinen Sympathien für denselben nicht irre zu machen, und auch in späterer Zeit ließen ihm Edwin Arnolds Dichtung „Die Leuchte Asiens“ und die Schrift „Das Evangelium Buddha's“ von Paul Carus die buddhistische Lehre geradezu als eine unübertreffliche Religion erscheinen. Erst als er tiefer in dieselbe eindrang und sich mit den heiligen Schriften des Buddhismus selbst beschäftigte, lernte er auch die Schattenseiten desselben kennen, und sah ein, daß Edwin Arnolds Dichtung und Paul Carus' Schrift darüber doch mehr als Evangelienharmonien denn wie einwandfreie Darstellungen aufzufassen

seien; dabei versteht er unter einer „Evangelienharmonie" eine solche Darstellung einer Religion, durch welche man nur die Lichtseiten derselben kennen lernt, während die Schattenseiten verschwiegen werden.

Uebrigens hatte der Autor schon in seiner Kindheit einen auch von mehreren Lehrern bemerkten Hang zum Grübeln über psychologische und metaphysische Probleme, welchem aber die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften bei der Abneigung, welche man damals in naturwissenschaftlichen Kreisen gegen philosophische Studien als etwas scheinbar Ueberflüssiges hegte, nicht eben entgegen kam. Vielmehr wurde gerade durch diese Abneigung auch das große anfängliche Interesse des Autors für Philosophie bis zum Abbruch seines ersten akademischen Studiums ganz in den Hintergrund geschoben, ohne jedoch auch in dieser Periode seines Lebens jemals völlig zu erlöschen.

Vorher aber verfehlte die Kenntnis, welche der Autor auf dem Gymnasium zu Coburg von verschiedenen philosophischen Ansichten erlangte, doch nicht ganz, ihre Wirkung auf denselben auszuüben.

Allerdings machte die Lektüre von Plato's „Apologie" und „Kriton" in damaliger Zeit auf ihn durchaus keinen besonderen Eindruck, wie denn Plato's Lehre selbst sein Einverständnis nicht finden konnte. Besonders erschien ihm die Verteidigungsrede des Sokrates durch dessen Antrag, wegen seiner Verdienste auf's Staatskosten im Prytaneion gespeist zu werden, als ruhmrediges und anmaßendes Eigenlob und die Einwände desselben im „Kriton" gegen seine von seinen Anhängern vorbereitete Flucht als Ueberspanntheit.

Die spätere Beschäftigung des Autors mit Plato's Schriften, die er sämtlich in deutscher Uebersetzung wenigstens gelesen hat, sowie mit der griechischen Philosophie überhaupt veranlaßten ihn jedoch, sein Urteil etwas zu modifizieren, wenn er auch im Ganzen die Ablehnung der Ueberschätzung Plato's in Wieland's „Agathon" teilt; doch ist er der Meinung, daß Wieland selbst darin wieder zu weit gegangen sein dürfte. Wie in der Philosophie überhaupt davor dringend gewarnt werden muß, „auf die Worte des Meisters zu schwören", so dürfte dies ganz besonders bezüglich der platonischen Philosophie gelten, in der sich nach der Meinung des Autors dieser Schrift neben sehr vielen höchst beherzigenswerten und trefflichen Lehren doch auch viel Schwärmerei findet, deren kritiklose Hinnahme schon manche Verwirrung angerichtet haben dürfte. Mit vollem Recht hat Hieronymus Müller daher in den Anmerkungen zu seiner deutschen Uebersetzung von Plato's „Staat" es für ein großes Glück angesehen, daß im dritten nachchristlichen Jahrhundert Plotins Vorschlag nach dem Entwurfe der genannten platonischen Schrift unter dem Namen „Platonopolis" eine Philosophenstadt zu gründen, in Folge des vorzeitigen Todes des damit einverstandenen römischen Kaisers Gallienus nicht zur Ausführung kommen konnte, da ein Scheitern dieses Planes vorauszusehen war.

Was nun die „Apologie" betrifft, deren Inhalt bei Plato's Bestreben, ein *idealisiertes* Bild des Sokrates zu liefern, vielleicht in seinem übereilten Eifer, die Verdienste des Meisters recht eindringlich erscheinen zu lassen, sich wohl überhaupt nicht ganz mit dem der wirklichen Rede des Sokrates deckt, so glaubt der Autor vorliegender Schrift heute, daß Sokrates, der ja schon vorher aus seinem Widerwillen gegen die zu seiner Zeit in Athen bestehenden Zustände, nicht das geringste Hehl gemacht hatte, und dessen Familienleben, keineswegs ganz ohne seine eigene Schuld, ebenfalls nicht das

beste war, zur Zeit, als er seine Verteidigungsrede hielt, des Lebens längst überdrüssig war, und daß schon vorher seine zur Schau getragene Heiterkeit nur der Deckmantel eines tiefen Pessimismus war. In diesem Gemütszustande pflegten wohl Anhänger späterer philosophischer Schulen, wie z. B. der stoischen, ihrem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Daß Sokrates aber selbst einen solchen Schritt nicht unternehmen wollte, wird nach Plato's „Phädon" erklärt, wonach Sokrates kurz vor seinem Tode im Gefängnis geäußert haben soll: „Wir Menschen befinden uns in einer Art Gefängnis, und man darf sich nicht selbst aus demselben befreien und davonlaufen." — Bei dieser Denkungsart aber konnte ihm der Tod, zumal er ja doch kein schwerer für ihn war, nur als Erlösung erscheinen. Er hatte gar keinen Grund, seine Richter in seiner Verteidigungsrede zur Milde zu stimmen; ja, es lag im Gegenteil vielmehr in seinem Interesse, dieselben noch zu reizen, so daß er wohl gerade in dieser Absicht jenen Hinweis auf das Prytaneion geäußert haben mag, den er außerdem vielleicht unterlassen hätte, und ebensowenig konnte er den Wunsch hegen, durch eine Flucht aus dem Gefängnis der bevorstehenden Hinrichtung zu entrinnen.

Wenn dem Autor dieser Schrift nun selbst bei dieser Auffassung die Handlungsweise des Sokrates in einem ganz anderen Lichte erscheint wie früher, so glaubt er doch, daß die Wahl gerade dieser platonischen Schriften für das Gymnasium eine nichts weniger als glückliche ist. Besser wäre es in unserer Zeit, wenn nun einmal Plato durchaus in der Lektüre griechischer Schriftsteller im Gymnasium vertreten sein soll, dessen „Gorgias" und „Protagoras" durchzunehmen, erstere Schrift als die ernste und wohlmeinende Warnung eines edeln Menschenfreundes, als welcher Sokrates in derselben auftritt, gegen das gewissenlose Blendwerk sophistischer Scheinweisheit und die zweite als eine Widerlegung sensualistischer und materialistischer Denkungsart.

Auch Plato's Ideenlehre ließe sich bis zu einem gewissen Grad, wie Paul Deussen in seinem Geschichtswerke über die Philosophie der Griechen zeigte, selbst gegen die Einwendungen eines Aristoteles verteidigen, wobei die Ideen in den abgeschliffenen Formen von Berkeley's „Archetypen" noch immer berechtigten Anspruch auf philosophische Anerkennung haben dürften.

Wenn man übrigens noch heute der Meinung ist, daß die deutschen Gymnasien durch ihre übertriebene Pflege griechischer und römischer Klassiker und insbesondere der platonischen Philosophie bevorzugte Pflanzstätten des Idealismus seien, so kann sich der Autor vorliegender Schrift infolge seiner eigenen Erinnerungen hiermit nicht recht einverstanden erklären. Vielmehr muß er gestehen, daß es mit dem Idealismus auf dem Gymnasium, das er besuchte, nicht sehr weit her war. Die Gründe hierzu mögen einesteils in der pedantischen und übertriebenen Art des Unterrichts, durch welchen den Schülern die alten Klassiker eher verekelt als anziehend gemacht wurden, und andererseits durch die nüchternen naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse, die der Schüler kennen lernte, gelegen haben; denn mit platonischer Schwärmerei vertrugen sich diese sicherlich nicht und auf die sogenannte „idealistische" Richtung, welche durch die alten Klassiker eingepflanzt werden sollte, übten sie eine geradezu lähmende Wirkung. Auch war der „Idealismus", den die alten Klassiker geben sollten, oft sehr sonderbarer Natur; wenigstens kann sich der Autor dieser Schrift bis zu diesem Tage noch nicht davon überzeugen, daß der Held der Komödie „Der Eunuch" von Terentius, die in der Sekunda seines Gymnasiums gelesen wurde, ein solcher Muster-

mensch gewesen sei, daß sich damit jener „Idealismus" verteidigen und rechtfertigen ließe.

Weit mehr als durch Plato wurde aber der Autor dieser Schrift in jenen Jugendjahren durch die Ansichten der kynischen Schule des Antisthenes und durch den Stoicismus beeinflußt, wie ihm denn heute noch die von beiden Philosophenschulen hochgehaltene Bedürfnislosigkeit als eine höchst erstrebenswerte Sache erscheint; auch ist es bei dieser Gedankenrichtung leicht erklärlich, daß der Autor bei der Lektüre von Göthe's „Faust" hauptsächlich durch die Anachoretenszene im zweiten Teile mächtig angeregt wurde.

Nun hat Ludwig Stein in seinem höchst lesenswerten Essay „Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren" sowohl Friedrich Nietzsche selbst als auch die Kyniker, die Stoiker, Rousseau, Tolstoi u. s. w. gleichsam wie Männer eines philosophischen Schlages für „Kulturfeinde" erklärt und Nietzsche's Philosophie als „Neocynismus" bezeichnet. Damit kann sich der Autor vorliegender Schrift jedoch keineswegs ganz einverstanden erklären, und insbesondere hält er die Bezeichnung „Neocynismus" für Nietzsche's Philosophie für eine sehr unzutreffende.

Er möchte dabei vor allem hervorheben, daß das eigentlich Charakteristische von Nietzsche's Philosophie doch hauptsächlich ihr über Recht und Tugend sich hinwegsetzenden „Immoralismus" war, während sowohl Antisthenes mit seinen Kynikern, die Stoiker, Rousseau und Tolstoi mit aller Schärfe für Tugend und Moral eintraten.

Was ferner den Vorwurf der Kulturfeindschaft betrifft, so mag derselbe allerdings für die Kyniker gelten, läßt sich aber bei den Stoikern, bei Rousseau und bei Tolstoi auf Grund der eigenen Schriften derselben entschieden bestreiten, sofern man nämlich den Begriff der Kultur als Veredlung der Natur faßt und ihn streng von dem der Unnatur und des Luxus scheidet. Denn es wird doch ganz gewiß niemand behaupten wollen, daß unter dem Kaiser Marcus Aurelius Philosophus, der Stoiker war, Unordnung und Verwilderung in das römische Reich eingezogen sei, und daß der edele Stoiker Seneka den Standpunkt eines Barbaren vertreten habe. — Nun scheint zwar Rousseau in seiner Abhandlung über die Frage: „Hat die Erneuerung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu veredeln?" durch die Verneinung derselben Ludwig Stein Recht zu geben. Nichtsdestoweniger aber tritt er doch in seinem „Emil" ganz entschieden für einen gewissen Grad von Kultur ein, denn „Emil" erlernt den Ackerbau, erlernt ein Handwerk, wird in Geschichte unterrichtet u. s. w., Beweise dafür, daß auch Rousseau keineswegs so „kulturfeindlich" gewesen ist, wie er sich selbst vielleicht gehalten haben mag. — Und in etwas ähnlicher Weise tritt auch Tolstoi für eine gewisse Kultur ein, ja auch für Kunst, deren religiösen Charakter er befürwortet. In der Tat dürfte hierin viel Richtiges liegen, da sich gerade bei den höchsten Kunstleistungen ein starker religiöser, wenn auch nicht immer christlicher oder kirchlicher Zug nicht verkennen läßt. Was diese zur Religion gewordene Kunst betrifft, so ist der Verfasser vorliegender Schrift der Ueberzeugung, daß diese ewig war und ewig bestehen wird, wonach Aubertins Behauptung, daß die Kunst sterbe, sich nur auf eine entartete Kunst beziehen kann, bei der es gar nicht zu bedauern ist, wenn sie stirbt.

Im Widerspruch mit Ludwig Steins Auffassung der Kultur glaubt vielmehr der Autor vorliegender Schrift, daß der schlimmste Feind aller wahren Kultur der von den Kynikern, den Stoikern, von Rousseau und von Tolstoi in gleicher Weise bekämpfte zu byzantinischer Geschmacklosigkeit und bar-

barischem Pompe führende Luxus ist, und daß die wahre und echte Kultur ohne eine gewisse maßvolle Einfachheit nicht bestehen kann und ohne solche orientalischer Ueberladung und der Abgeschmacktheit entgegentreibt.

Wenn demnach Ludwig Stein Kyniker, Stoiker, Rousseau und Tolstoi als „Kulturfeinde" betrachtet, so dürfte er wohl darin fehlgegangen sein, daß er irrtümlich in der Kultur den Gegensatz von Natur sieht, während der Gegensatz von Kultur vielmehr Unkultur und der Gegensatz von Natur Unnatur ist; Kultur und Natur in ihrer wahren und echten Bedeutung dürften jedoch miteinander sehr gut stimmen und sich ergänzen in derselben Weise, wie dies auf der entgegengesetzten Seite mit Unnatur und Unkultur der Fall ist.

Aus den angeführten Gründen hält der Verfasser dieser Schrift den Ausdruck „Neocynismus", den Ludwig Stein für Nietzsche's Philosophie anwendet, nicht für berechtigt, sondern meint, daß Nietzsche mit seinem „Bestialismus" am gegenwärtigen Endpunkte der egoistischen Philosophenreihe steht, die mit Condillacs Sensualismus beginnt, dann über das „wohlverstandene Interesse" von Maupertuis zur Genußphilosophie des Helvetius führt, sodann in Friedrich Schlegels „Lucinde" das „Ideal" eines „liederlichen Genie's hervorbringt, sodann zum rücksichtslosen aber mitleidigen Egoisten Stirners leitet und schließlich in Nietzsche's „Uebermenschen" einen ausgesprochenen Bestialismus der staunenden Welt vor Augen führt. Denn aus Ludwig Steins genannter Schrift ergeben sich (Seite 68) für Nietzsche's „Uebermenschen" folgende „Tugenden": ungezügeltes Instinktleben, Raub, Aneignung, Verletzung Fremder, Härte, Ausbeutung Schwächerer, Bosheit, Grausamkeit und Geistlosigkeit. Da jedoch in Folge der zuletzt genannten Eigenschaft Nietzsche's Uebermensch doch nur ein „dummer Teufel" ist, ein „dummer Teufel" aber nicht sehr ernst genommen werden kann, so ist es noch nicht ausgeschlossen, daß sich auch dieses „Ideal" noch, vielleicht in der slavischen Welt, bis zum Diabolismus weiter entwickelt als der geeignetsten Hofphilosophie für einen künftigen Nero oder Tamerlan.

Eine mächtige und unauslöschliche Wirkung übte sodann im Gymnasium zu Coburg auf den Autor vorliegender Schrift sein Bekanntwerden mit Lessings „Nathan dem Weisen", wo auch der Derwisch bei seiner Aehnlichkeit mit einem antiken kynischen oder stoischen Philosophen für ihn eine sehr sympathische Figur darstellte.

Was den Autor vorliegender Schrift jedoch vor allem an dem genannten Drama anzog, das war der freimaurerische Geist der Toleranz, welcher sich durch das Gleichnis von den drei Ringen in der Gleichstellung des Judentums und des Islams und des Christentums und der Abweisung des Vorurteils, daß eine dieser drei Religionen die allein wahre und echte sei, aussprach, ein Geist, der auch durch warme und herzliche Worte des Gymnasialprofessors Karl Study genährt und gepflegt wurde.

Uebrigens behauptet auch Kant in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" einen sehr ähnlichen Standpunkt, wenn er sagt:

„Es ist nur eine (wahre) Religion; aber es kann viele Arten des Glaubens geben. — Man kann hinzusetzen, daß in den mancherlei sich, der Verschiedenheit ihrer Glaubensarten wegen, von einander absondernden Kirchen dennoch eine und dieselbe wahre Religion anzutreffen sein kann."

„Es ist daher schicklicher, (wie es auch wirklich mehr im Gebrauche ist), zu sagen: dieser Mensch ist von diesem oder jenem (jüdischen, muhammedanischen, christlichen, katholischen, lutherischen) Glauben, als: er ist von dieser oder jener Religion. Der letztere Ausdruck sollte billig nicht einmal in der Anrede an das große Publikum (in Katechismen und Predigten) gebraucht werden; denn er ist diesen zu gelehrt und unverständlich; wie denn auch die neueren Sprachen für ihn kein gleichbedeutendes Wort liefern. Der gemeine Mann versteht darunter jederzeit seinen Kirchenglauben, der ihm in die Sinne fällt, anstatt daß Religion innerlich verborgen ist und auf moralische Gesinnungen ankömmt. Man tut den meisten zu viel Ehre an, von ihnen zu sagen: sie bekennen sich zu dieser oder jener Religion; denn sie kennen und verlangen keine; der statutarische Kirchenglaube ist alles, was sie unter diesem Worte verstehen. Auch sind die sogenannten Religionsstreitigkeiten, welche die Welt so oft erschüttert und mit Blut bespritzt haben, nie etwas anderes als Zänkereien um den Kirchenglauben gewesen, und der Unterdrückte klagte nicht eigentlich darüber, daß man ihn hinderte, seiner Religion anzuhängen, (denn das kann keine äußere Gewalt), sondern daß man ihm seinen Kirchenglauben öffentlich zu befolgen nicht erlaubte."

Wie schon in dem Urteil von Lessings Nathan ein gewisser Ansporn gesehen werden kann, die drei darin genannten Religionen mit einander zu vergleichen, worauf sich ja auch das freimaurerische Arbeitsgebiet des Parakletasyls bezieht, so findet sich auch in Lessings Freimaurergespräch „Ernst und Falk" eine Erklärung über die freimaurerische Wohltätigkeit, die darauf hinausgehen solle, die private Wohltätigkeit entbehrlich zu machen; diese Erklärung deckt sich ebenfalls mit dem Charakter des Parakletasyls. Das genannte Freimaurergespräch las der Autor vorliegender Schrift nicht lange, nachdem er Lessings Nathan kennen gelernt hatte.

Inzwischen war der Verfasser jedoch im Jahre 1876, als er erst fünfzehn Jahre zählte, während eines Ferienaufenthaltes am Vierwaldstättersee durch das Studium der Bundesverfassung der Schweiz für die republikanische Staatsidee gewonnen worden, der er auch seither unverbrüchlich treu geblieben ist; allerdings erblickte er das Ideal seines Staates nicht in einer Handelsrepublik, sondern vielmehr in einem Freistaat von Bauern, wie ja auch die altrömische Republik in ihrer guten alten Zeit, als noch ein Cincinnatus vom Pflug her zur Diktatur berufen worden war, ein solcher gewesen war; auch wurde das eidgenössische „Kantönliwesen" in der Vorstellung seines Staates stark durch die Einrichtung des englischen Selfgouvernement modifiziert. — Auch bei den Stoikern überwog bekanntlich die republikanische Gesinnung.

Diese ließ ihm jedoch die Annahme einer staatlichen Anstellung in Deutschland von vornherein als ausgeschlossen erscheinen, und da das Studium der Naturwissenschaften, sowie das der Geographie und Geschichte, wofür er stets eine große Vorliebe bewahrt hatte, eine solche staatliche Anstellung, um im Leben vorwärts kommen zu können, zu verlangen schien, verzichtete er lieber darauf und wählte, ohne irgend welche Neigung, jedoch in der Hoffnung, im Auslande eine sicherere Lebensstellung dadurch erringen zu können, das medizinische Studium, für das er, wie sich mit der Zeit herausstellen sollte, ganz und gar nicht geeignet war, wenn dies auch in den ersten hauptsächlich den Naturwissenschaften gewidmeten Semestern noch nicht deutlich zum Vorschein kam, sondern erst beim klinischen Studium,

das ihm schließlich, mit Abrechnung seiner psychiatrischen Studien bei Ganser und Gudde in München, bis zur Unerträglichkeit widerwärtig wurde.

Freilich lag der Grund hierfür auch darin, daß sein früherer Idealismus durch den materialistischen Atheismus, der ihm bei diesem Studium entgegentrat und nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf viele seiner Mitstudierenden eine geradezu heillose Wirkung ausübte, stark untergraben wurde, wobei er, mangels philosophischer Schulung, nicht im Stande war, dem Ansturme dieser Lehre, welche wie ein neues Evangelium in den Hörsälen der Universitäten gepredigt wurde, sich zu widersetzen, wenn er sich auch gestehen mußte, daß das, was da über die Entstehung des Lebens vorgetragen wurde, keineswegs durch unanfechtbare Beweise gestützt sein könne; was dagegen die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre betrifft, so wurde und blieb er ein überzeugter Anhänger derselben; so bewahrte er also doch dieser Weltanschauung gegenüber wenigstens bezüglich ihres ersten Prinzipes der Entstehung des Lebens den Standpunkt des Agnosticismus, der allerdings eine starke materialistische Färbung trug.

Nichtsdestoweniger war aber auch in dieser Zeit seine Neigung zur Philosophie keineswegs ganz erstickt und kam auch darin zum Ausdruck, daß er sich damals unter anderem viel mit dem Studium der Werke von Jean Jaques Rousseau befaßte, wovon er den „Emil" bereits im ersten Semester im Sommer 1881 während seines Studiums zu Freiburg im Breisgau las und zwar oft auf Spaziergängen im Walde.

Auch dieses Werk hat für den Plan des Parakletasyls seine Bedeutung und zwar vor allem durch die vergleichende Besprechung der Religionen im Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars.

In diesem Glaubensbekenntnis fordert nämlich der Vikar dazu auf, die einzelnen Religionen der Völker zu prüfen, mit einander zu vergleichen und die ihnen innewohnende Wahrheit zu erforschen. Doch sieht er sofort die außerordentliche Schwierigkeit in Folge der dazu erforderlichen riesigen Gelehrsamkeit, welche mit einer solchen Arbeit notwendig verbunden ist. Denn man müsse zum Zweck einer solchen Untersuchung schon bis zum grauesten Altertum zurückgehen, um Weissagungen, Offenbarungen, Tatsachen und schriftliche Glaubensdenkmäler in allen Ländern der Erde zu prüfen. Auch bedürfe es einer genauen Kritik, um das Wahre vom Falschen zu scheiden, um Einwände und Erwiderungen mit einander, die Uebersetzungen mit den Originalen zu vergleichen, die Unparteilichkeit der Zeugen zu prüfen und sich Ansichten über deren Auffassung und Kenntnisse zu bilden, zu untersuchen, ob nichts weggelassen, nichts umgesetzt, verändert oder verfälscht worden sei, die Widersprüche aufzuheben, sich ein Urteil wegen des Stillschweigens der Gegner zu bilden und den Grund desselben festzustellen. Ebenso verlange eine solche Untersuchung eine Kenntnis des Geistes der Originalsprachen, in welcher diese Urkunden verfaßt seien, ferner die Feststellung, was Weissagung, was Redefigur, was Irrtum, was absichtliche Täuschung sei u. s. w. Kurzum, der Vikar ist mit Recht der Meinung, daß eine derartige Untersuchung die Kräfte eines e i n z e l n e n Menschen übersteige, und empfiehlt seinem Zögling daher, lieber den Inhalt des Evangeliums zu beherzigen.

Nun liegt aber eine solche Untersuchung ohne jeden Zweifel auch im freimaurerischen Interesse, zumal der Freimaurer nicht mit einem bloßen Hinweis auf das Evangelium zufrieden gestellt werden kann, da er ja möglicherweise auch Israelit, Muhammedaner, Freidenker u. s. w. sein kann.

Da nun für den einzelnen Menschen eine solche Arbeit zu viel sein würde, so liegt wohl nichts näher, als dieselbe einer ganzen Gesellschaft zu überweisen und die Ungestörtheit dieser Arbeit zu gewährleisten. Gerade eine solche Anstalt, wo diese Bedingungen erfüllt sein könnten, ließe sich im Parakletasyl sehen.

Unvergeßlich aber prägte sich dem Autor vorliegenden Buches aus Rousseau's „Emil" folgende auch für das Parakletasyl beherzigenswerte Stelle ein:

„Ihr verlaßt euch auf die gegenwärtige Ordnung der Gesellschaft, ohne zu bedenken, daß diese Ordnung unvermeidlichen Revolutionen unterworfen ist, und daß es auch unmöglich ist, diejenige, die eure Kinder betreffen kann, vorauszusehen oder ihr vorbeugen. Der Große wird klein, der Reiche wird arm, der Herrscher wird Untertan; und sind Schicksalsschläge so selten, daß ihr darauf rechnen könnt, davon ausgenommen zu sein? Wir nähern uns einem kritischen Zustande und dem Jahrhundert der Revolutionen. Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchien von Europa noch von langer Dauer sein werden; alle haben ihre Glanzzeit gehabt, und jeder Staat, der glänzt, ist im Abnehmen begriffen. Wer kann euch sagen, was dann aus euch wird? Alles, was Menschen gemacht haben, kann von Menschen zerstört werden; unauslöschliche Charaktereigenschaften werden nur von der Natur aufgeprägt, und die Natur schafft weder Fürsten noch reiche Leute oder hohe Herren. Was wird er in seiner Niedrigkeit beginnen, der Satrap, den ihr nur für die Größe erzogen habt? Was wird in der Armut der Wucherer tun, der nur von Gold zu speisen gewohnt ist? Was wird, von allem entledigt, der Tölpel anfangen, der aus sich selbst nichts zu machen weiß und sich nur mit Dingen abgibt, die seinem Wesen fremd sind? Glücklich derjenige, der alsdann den Stand aufzugeben weiß, der ihn aufgibt und trotz des Schicksals seine Menschenwürde bewahrt! Möge man mir, soviel man will, den besiegten König preisen, der sich in der Wut unter den Trümmern seines Thrones begraben will! Ich verachte ihn, ich sehe, daß er nur durch seine Krone existiert, und daß er nichts ist, wenn er nicht König ist; aber der, welcher sie verliert und sich damit abfindet, zeigt, daß er über ihr steht. Vom Stande des Königs, den ein Feigling, ein Gottloser oder ein Narr ebensowohl wie ein anderer ausfüllen kann, steigt er zum Stande des Menschen empor, den so wenig Männer auszufüllen vermögen. Dann triumphiert er über das Schicksal, dann bietet er ihm Trotz und hat niemanden etwas zu verdanken, als sich allein, und wenn er nichts anderes mehr aufzuweisen hat, als sich selbst, so ist er keine Null; sondern er ist etwas."

Diese Stelle hatte für den Autor vorliegender Schrift nicht nur in persönlicher Hinsicht Bedeutung, da sie nicht wenig dazu beitrug, ihn in seiner längst gefaßten Absicht nach Nordamerika, wo es angeblich keine Standesvorurteile geben sollte, auszuwandern, zu bestärken, was ganz zu seinen demokratischen Neigungen stimmte, sondern geht auch den Plan des Parakletasyls etwas an. Denn der Urheber desselben ist der Ueberzeugung, daß Rousseau's Prophezeiung von großen bevorstehenden Umwälzungen sich nicht nur auf den Schluß des achtzehnten und auf das neunzehnte Jahrhundert beziehe, sondern auch für das gegenwärtige zwanzigste Gültigkeit habe. Wenn aber solche eintreten, dann dürfte vielleicht eine Einrichtung wie das Parakletasyl nicht nur eine sehr wünschenswerte, sondern sogar eine dringend notwendige Zufluchtsstätte werden.

Auch, was Rousseau im vierten Buch des „Emil" über Menschenkenntnis und Geschichte sagt, verdient hohe Beachtung, noch mehr aber sein Eintreten dafür, daß auch die Söhne von Eltern der höheren Stände ein Handwerk erlernen sollten, da bei mehr Beachtung dieses wohlgemeinten Rates sicherlich das Anwachsen des sogenannten „gelehrten Proletariates" zum Teil wenigstens vermieden worden wäre.

Wie glücklich wären gerade in Amerika viele europäische Gelehrte, Studenten, frühere Beamte, Offiziere u. s. w., die im Elend verkommen, weil sie von ihren in der alten Welt erlernten Kenntnissen in der neuen meist nicht den mindesten Gebrauch zu ihrem Fortkommen machen können, wenn sie irgend ein Handwerk verstünden, das in Amerika noch mehr einen goldenen Boden hat wie in Europa. Auch hat Leo Tolstoi ganz Recht, wenn er in seinem Buch über die Kunst wünscht, daß der Künstler seinen Lebensunterhalt n i c h t durch seine Kunstwerke, sondern durch ein neben der Kunst betriebenes Handwerk erwerben soll, und ebenso weist Max Nordau in seinem Werk über Kunst und Künstler auf das nachahmenswerte Beispiel Spinozas hin, der sich ebenfalls seinen Lebensunterhalt nicht durch seine philosophischen Bücher, sondern durch das Schleifen optischer Gläser verschaffte. Freilich müßte dabei, besonders auf den deutschen Gymnasien, ein sehr beträchtlicher Teil des philologischen Gedächtnisballastes über Bord geworfen werden. Wenn man jedoch den Schüler mehr zu einem tüchtigen Autodidakten als zu einem lebendigen Konversationslexikon oder einer eben solchen Enzyklopädie des gesamten Wissens heranbildete und ihn durch Hinweise auf das Wertvolle und Gute in manchen alten Klassikern den Wunsch erregte, diese kennen zu lernen, so wird er wohl selbst, wenn er nur einiges Interesse für seinen geistigen Fortschritt hat, früher oder später die betreffenden Werke, sei es im Original oder sei es in guten Uebersetzungen lesen. Auch ist darauf aufmerksam zu machen, daß Tacitus und andere alte Schriftsteller ihren Leserkreis wohl nicht unter jungen unerfahrenen Schülern, sondern unter älteren und gesetzten Männern suchten, welche die Welt und das Leben selbst kennen gelernt haben.

Noch mehr wäre freilich für jedermann auch eine genügende Kenntnis der Landwirtschaft zu wünschen, wobei landwirtschaftliche Arbeiten vielfach den oft zu Müßiggang verleitenden Sport ersetzen sollten. Auch diesen Beruf hat Rousseau in seinem „Emil" eine Besprechung gewidmet. Eine gewisse Förderung der Liebe zum Leben auf dem Lande und zu ländlichen Beschäftigungen dürfte auch eine lobenswerte Aufgabe der Leiter des Paraklets sein, da es ja doch sehr wünschenswert wäre, wenn sich wenigstens ein Teil der Schützlinge des Paraklets an derartige Arbeiten gewöhnen könnte. Leicht wird freilich eine solche Gewöhnung auf keinem Fall sein, und die Ansicht, welche Rosegger hierüber in seinem Roman „Erdsegen" vertritt, wonach er glaubt, daß sich irgend ein Akademiker ohne Weiteres an die Beschäftigungen eines Landwirts gewöhnen könne, ist nach dem, was ich selbst sah und erlebte, grundfalsch, da die meisten Akademiker, welche zuvor noch keine ländliche Arbeit betrieben hatten, zu solcher gar nicht im Stande sind und sich erst, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, langsam und mühselig daran gewöhnen müssen. Zu einer derartigen Anleitung hat jedoch der praktische Landwirt keine Zeit übrig; dagegen könnte aber im Paraklet-asyl, wenn dasselbe in den Besitz von Grundstücken kommen sollte, der Versuch damit gemacht werden. Dabei mag man sich erinnern, daß das römische Weltreich auch wohl deshalb einst so festen Fuß faßte, weil der damalige

Krieger nicht nur das Schwert, sondern auch den Pflug zu handhaben wußte, und ebenso gewann auch einst das Christentum rasch deshalb eine so mächtige Ausdehnung, weil der Mönch, der das Evangelium verkündete, zugleich auch im Stande war, bäuerische Arbeiten zu verrichten.

Von einiger Bedeutung für den späteren Plan des Paraklets wurde bei dem Verfasser dieses Buches in jener Zeit auch seine Beschäftigung mit der Weltliteratur. Denn, nachdem er schon als Gymnasiast außer einer Menge deutscher Literatur sämtliche Dramen Shakespeare's, Tasso's „Befreites Jerusalem", Ariost's „Rasenden Roland" u. s. w. privatim gelesen hatte, las er, als er Medizin studierte, auch Werke von Byron, Bret Harte, Dante, Camoë's, Biörnson, Biörnstjerne, Petöfi, Neruda, Kraszewski, Alexander Puschkin, Nikolaus Gogol, Turgenjew, Kalidasa u. s. w. u. s. w., dabei auch von Rousseau's übrigen Werken den „Gesellschaftsvertrag" und „Die neue Heloïse"; dagegen beschäftigte er sich erst im Jahre 1888 während der Reise nach Buenos Aires auf dem Meer mit Rousseau's „Konfessionen" und noch viel später mit dessen Abhandlung über die Frage: „Hat die Erneuerung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen, die Sitten zu veredeln?"

Der Gedanke, der ihn zu so vielseitiger Lektüre bewog, war die Ansicht, daß sich eine gründliche Kenntnis der Volksseele, außer durch Umgang und durch wissenschaftliche Bücher, nur durch das Studium der hauptsächlichsten belletristischen Werke der betreffenden Völker gewinnen ließe. Aus diesem Grunde kann auch die Kenntnisnahme derartiger belletristischer Werke aus dem Parakletasyl nicht gut ausgeschlossen werden.

Inzwischen aber wurde der Gemütszustand des Verfassers dieser Schrift durch die unablässige Propaganda der Wortführer des atheistischen Materialismus fast bis zu einer seelischen Krankheit gesteigert, bis er endlich, auf's äußerste angewidert von diesem Treiben, den Brotberuf, den er sich früher erwählt hatte, entschlossen bei Seite warf und es durchsetzte, daß er nach Californien auswanderte, worauf er endlich in Amerika eine wahrere und bessere Weltanschauung finden sollte, welche ihm, ungeachtet alles materiellen Elends, das er dort erlebte, doch gegen seinen früheren Geisteszustand wie eine Erlösung vorkam.

Er ist daher der Ansicht, daß Rosegger mit vollem Rechte (Septemberheft des Jahrgangs 1904 seines „Heimgartens") an Dr. Svoboda am 28. Mai 1876 schrieb:

„Ich habe die Ueberzeugung an mir und anderen gewonnen, daß der Geist, die Philosophie der heutigen Naturwissenschaft nicht in das Volk dringen darf. Solange es mir gelingt, die „„schöne Lüge"" von Menschenglück und Ideal zu singen, bin ich Poet, der dem Menschen nützt; der Materialismus aber füllt die Welt und läßt keinen Platz für Priester, Dichter, Künstler und andere Idealisten."

„Mehr hat der Poet mit dem Priester gemein als mit dem Materialisten. — Das ist und bleibt meine Ueberzeugung, zu welcher mich teils die Erfahrung, teils die Lektüre materialistischer Schriften gebracht hat. Auf andere Naturen mag die wissenschaftliche Richtung der Zeit ja anders wirken; mich macht sie glücklos und teilnahmlos für die Bestrebungen der Menschen, die kein anderes Ziel haben können, als tierisch den Kampf ums Dasein zu ringen, bis das unselige Tantalusgeschlecht endlich vernichtet ist. — Den möchte ich kennen, welchen der klippe Materialismus glücklich oder auch nur zufrieden gemacht hätte. Wir alle sind zerfahrene, friedlose, bis zur

Pein selbstische Menschen, und unser ganzer Trost wäre, daß wir so sein müssen?"

Von diesen Ausführungen kann der Autor vorliegender Schrift jedes Wort nur bestätigen.

Allerdings endigte sein Versuch, zu Anaheim in Südkalifornien Landwirt zu werden, mit einem vollständigen Fiasko und brachte ihm mit anderen Erfahrungen die Ueberzeugung bei, daß die auf einem deutschen Gymnasium erworbene Bildung für ein Fortkommen in Amerika, nicht nur in jeder Hinsicht wertlos, sondern geradezu schädlich ist, da sie die Menschen unpraktisch und unbehülflich macht und ihnen ihre für eine praktische Ausbildung zum Leben besten Jahre entzieht. Deshalb ist es in Amerika etwas sehr Gewöhnliches, daß es Personen, die nicht einmal im Stande sind, ihre Namen zu schreiben, wie Köchinnen, Dienstmädchen, Bauernknechte und Tagelöhner zu Wohlhabenheit, ja oft zu enormen Reichtum bringen, während daneben der frühere Gelehrte, Student oder Offizier betteln gehen muß oder gar auf der Straße zu Grunde geht.

Deshalb pflegt auch die „Deutsche Gesellschaft für die Vereinigten Staaten von Amerika" alljährlich Folgendes bekannt zu geben:

„Wirkliche Landarbeiter ausgenommen, welche im Frühjahr und Sommer in den westlichen Staaten stets auf Arbeit rechnen dürfen, können wir keinem Arbeitsuchenden Hoffnung machen, und wiederholen wir daher unsere alljährlichen Warnungen an Handlungsdiener, Lehrer, Schreiber, Gelehrte, Prediger, Telegraphisten, Beamte und namentlich an Studenten und Offiziere, sich nicht, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen, unter denen sie drüben zu leiden haben mögen, zur Auswanderung zu entschließen. Für diese Klasse von Leuten ist positiv keine Aussicht, weder im nächsten Jahr noch später. Die wenigen Ausnahmen kommen gar nicht in Betracht."

„Das so häufig ausgeführte Vorgehen, ungeratene Söhne nach der „„großen Besserungsanstalt Amerika"" abzuschütteln, um sie „„die Schule des Lebens"" durchmachen zu lassen und sie durch Not und Entbehrung zu zwingen, sich an ungewohnte Arbeit zu gewöhnen, ist eine verwerfliche, und verwahren wir uns gegen die häufig an uns gestellte Zumutung, auch in solchen Fällen unsere hilfreiche Hand zu bieten. Wenn es den Eltern und Verwandten nicht möglich ist, den leichtsinnigen Sohn auf den richtigen Weg zu bringen, so geht er in den meisten Fällen hier zu Lande, wo er sich ganz selbst überlassen ist und bald einen Kreis leichtsinniger Kameraden findet, sicher zu Grunde. Die wenigen Ausnahmefälle kommen auch hier nicht in Betracht."

„Häufige Anfragen von Damen, alten und jungen, aus besseren Ständen, welche hoffen, in Amerika als Gesellschafterinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Vorleserinnen und in anderen bevorzugten Stellungen ein Unterkommen zu finden, haben wir stets abratend beantwortet, und ist unsere Warnung unter den jetzigen Verhältnissen, welche selbst wohlhabenden Familien Einschränkungen auferlegen, sehr am Platze. Für Dienstmädchen für allgemeine Hausarbeiten ist dagegen selbst in schlechten Zeiten noch ein ergiebiges Feld, und können dieselben mit Sicherheit darauf rechnen, sofort Stellung und guten Lohn zu finden."

Ebenso überzeugte sich der Verfasser dieser Schrift in Amerika davon, daß auch den meisten der ausgewanderten Akademiker für die Ausführung der ihnen in Amerika zugemuteten Arbeit die körperliche Kraft fehlt, worüber

man sich jedoch nicht zu wundern braucht, wenn man in der im Jahre 1905 zu München in C. F. Lehmanns Verlag erschienenen Schrift „Die wehrpflichtige Jugend Bayerns“ von Dr. Anton von Vogl, Generalstabsarzt a. D., folgendes sicherlich nicht nur für Bayern gültiges Gutachten liest:

„Die Studierenden der Mittelschulen, namentlich der humanistischen, erweisen sich fast durchaus körperlich zurückgeblieben; wenn in Deutschland 60—70% zum Einjährig-Freiwilligendienst Berechtigter, worunter diese Mittelschüler überwiegen, untauglich befunden worden sind, so ist dies eine Tatsache, die zu bedenken gibt, speziell auch bei uns; denn es ist hier nicht besser. Sie findet allerdings eine Erklärung auch in der durch Schwächlichkeit bestimmten Berufswahl und in der Häufigkeit anderer Gebrechen, besonders Fehler der Sinnesorgane u. s. w.; aber der Hauptsache nach muß sie doch auf Schwächlichkeit zurückgeführt werden und diese auf mangelhafte körperliche Erziehung; es wäre sonst nicht möglich, daß mitunter Studierende der Mittelschulen bei den ersten Versuchen am Gerüste ein geradezu beschämendes Defizit an Kraft zur Schau tragen.“

„Wir haben in unseren Landschulen keine Analphabeten im Lesen und Schreiben, aber auf unseren Hochschulen eine Fülle von Analphabeten in der Schule des Körpers, d. h. solcher junger Leute, die es hier nicht einmal zu elementaren Leistungen gebracht haben.“

„Es soll mit dieser Feststellung nach keiner Richtung ein Tadel verknüpft werden, am allerwenigsten gegen die Turnlehrer: es tragen an diesem beklagenswerten Mißstande so viele in den Zeitverhältnissen gelegene sachliche und persönliche Faktoren, worunter Eltern und Schüler nicht die letzten sind, eine Mitschuld, daß es richtiger ist, sich mit dieser gar nicht zu befassen, sondern nur mit der Frage, auf welchem Wege man zur Besserung gelangen könne.“

Zwar wird zugegeben, daß diese körperliche Schwäche während der Einjährigen-Freiwilligendienstzeit bis zu einem gewissen Grade allmählich behoben werde, und ebenso dürfte sie zum Teil auch während der Universitätszeit auf dem Fechtboden schwinden. Für den auswandernden Akademiker jedoch, der weder den militärischen Dienst mitgemacht, noch den Fechtboden besucht oder Turnübungen besonders gepflegt hat, ist sie ein ungeheuerer Nachteil, der ihn wehr- und schutzlos in einen ungleichen Kampf um's Dasein mit übermächtigen, weil besser gerüsteten, und seiner oft höhnenden Gegnern hineinstößt. Ueber die trostlose Lage solcher Akademiker und ähnlicher besser gebildeter Personen äußerten sich die „Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz“ am 6. August 1887 in folgender Weise:

„Es ist eine unter den Deutsch-Amerikanern wohlbekannte Tatsache, daß unter den „„verfehlten Existenzen““, die mit jedem Schiffe hier herüberkommen, sich ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz von Gebildeten befindet, wenn man diese Bezeichnung auf alle diejenigen anwendet, welche draußen eine höhere Lehranstalt besucht haben. Diese Gebildeten sind aber besonders in den ersten Jahren ihres Hierseins schlimmer daran als die sogenannten Ungebildeten. Letztere haben frühe gelernt, sich im praktischen Leben zurechtzufinden, im Notfall die oder jene körperliche Arbeit zu verrichten, die nicht ihr Fach ist, auch wohl einfach als „„Kraft““ zu dienen, während der gebildete Proletarier dazu ungeschickt ist. Dazu kommt, daß der moralische Sturz des Gebildeten ein ungleich tieferer ist als der des zeitweise notleidenden Arbeiters; denn, wenn der heruntergekommene Gebildete einmal aus seinen Kreisen hat heraustreten müssen, ist ihm die Rück-

kehr dorthin fast unbedingt verschlossen, nicht nur von diesen Kreisen selbst, sondern auch durch das eigene gedrückte Gefühl, und die Scham des gebildeten Proletariers vermeidet es, seinen früheren Stand merken zu lassen. Die größte Masse der gebildeten Proletarier stellt der kaufmännische Stand; mehr und mehr aber kommt auch der Gelehrtenstand hinzu."

Dann teilt die genannte Zeitung zu dieser Angelegenheit folgende Aeußerung von Professor Wagner mit:

„Die Zunahme der Studenten an den Universitäten ist für uns Professoren in mehr als einer Beziehung etwas Bedenkliches: Wenn in Berlin drei- bis viertausend Studenten (1884—85 5384, jetzt 5000) sind, mehr als doppelt so viel als vor fünfzehn Jahren und auch die übrigen Universitäten an Frequenz ähnlich zugenommen haben (1884—85 27,726 Universitätsstudenten, im Sommer vorigen Jahres sogar 28,021, so fragt es sich: ist im Verlauf eines halben Menschenalters das Bedürfnis nach doppelt so viel Leuten, welche die Universitäten durchlaufen, auch doppelt so groß geworden? Ich antworte darauf im Großen und Ganzen: Nein! Wir haben schon wieder in Preußen 3000 Referendare und in wenigen Jahren wird es mit dem unbesoldeten Assessor ebenso stehen, wie vor nicht langer Zeit. Ganz so verhält es sich auf anderen Gebieten mit dem Angebot geistiger Kräfte. Diese erschreckende Zunahme des Gebildeten- und Gelehrtenproletariats hat mehrfache Gründe: Zunächst liegt sie in dem unverhältnismäßigen Anwachsen der Städte- gegenüber der ländlichen Bevölkerung. Von 1880 bis 1885 nahm die städtische Bevölkerung um eine volle Million, die ländliche um eine Viertelmillion zu, und in Bayern stieg die Zunahme der industriellen Arbeiter um 8½%, der ländlichen um 1½% des vorhandenen Bestandes. Mit dieser Zunahme der städtischen Bevölkerung ist die Vorbedingung auch für das Anwachsen des gebildeten Proletariats geschaffen. Ohne Rücksicht auf die Befähigung und oft unter den größten Entbehrungen suchen selbst schlechtsituierte Eltern ihren Kindern eine gelehrte Bildung zu geben. Wir sind entschieden dagegen, daß die gelehrte Bildung eine Prämie der Reichen sein soll; aber ebenso entschieden sind wir auch dagegen, daß der unbefähigte Sohn des wenig Bemittelten sich dem Gelehrtenstande zuwendet; der wenig befähigte Reiche kann den Mißgriff in der Wahl des Berufes mit seinem Geld decken; der Unbemittelte aber verfällt dem Proletariat. Der ungesunde Ehrgeiz der Eltern, wenigstens doch ihre Söhne als Einjährige dienen lassen zu können, mögen sie auch noch so unbefähigt sein, vergrößert um ein Bedeutendes die Zahl derjenigen, welche höhere Lehranstalten besuchen. Dadurch wird die bei der Schaffung des einjährigen Militärdienstes vorschwebende Absicht des Gesetzgebers völlig verschoben: — während diese Vergünstigung jungen Leuten von Bildung eine Erleichterung gewähren sollte, ist die höhere Lehranstalt jetzt zum großen Teil zu einer Einjährigenpresse herabgedrückt, in der nicht Bildung, sondern einjähriger Militärdienst das Ziel ist. Von Seiten der Lehranstalten geschieht alles Mögliche, um sich als wahrhafte Stätten der Bildung zu halten; aber doch bleibt die Zahl der Schüler, welche nicht weiter denken als bis zum Einjährig-Freiwilligendienst, eine so große, daß der innere Wert der Gymnasien und Realschulen darunter leidet. Dazu kommt der schwer wiegende Uebelstand, daß die aus Sekunda abgehenden Kandidaten des Einjährigendienstes eine wahrhaft geknickte Bildung haben. Während der Schüler, der die Elementarschule durchgemacht, sich eine Bildung erworben, die zwar einen kleinen Kreis, diesen aber auch völlig abgeschlossen

umfaßt, hat der Sekundaner der höheren Lehranstalt von allen möglichen Dingen ein bischen gelernt, ein bischen Lateinisch, Griechisch, Englisch und Französisch, ein bischen Mathematik, aber nichts Abgerundetes. Das ist eine schlechte Vorbereitung für das Leben: als literarische Bildung zu wenig, als praktische Vorbildung ungenügend. Die höhere Bürgerschule, welche beim Abgang das Zeugnis für den Einjährigendienst erteilt, ist dieser Halbbildung entschieden vorzuziehen; denn sie steckt sich ein festes abgeschlossenes Ziel. Der höheren Bürgerschule ist in Zukunft die Aufgabe zugefallen, dem Proletariat der Gebildeten einen Damm entgegen zu setzen, weil ihre Zöglinge Kenntnisse praktischer Art ins Leben mitnehmen, durch welche ihnen das gesamte produktive Leben und nicht nur der Gelehrten-, der Kaufmann- oder Beamtenstand geöffnet ist. Wer auf ihr seine Ausbildung genossen hat, wird, sobald er die sprachlichen Schwierigkeiten überwunden hat, auch in Amerika leicht sein gutes Fortkommen finden."

Diese Sachlage hat sich jedoch inzwischen wohl schwerlich gebessert, sondern eher noch verschlimmert. Ebenso brachte damals schon die „Münchener Allgemeine Zeitung" in einem Artikel über die „bedenkliche Zunahme des musikalischen Proletariats" eine dringende Warnung. Daß es in dieser Beziehung bei dem „dramatischen Proletariat" noch viel schlechter geworden sein muß, beweist ein Artikel des Malers Christel Sandrock im „Gothaischen Tageblatt" vom 25. Mai 1912. Ein höchst bedenkliches Licht auf die Lage und sittliche Gefährdung von Schauspielerinnen wirft das in der Memoirenbibliothek des Verlags von Robert Lutz in Stuttgart erschienene Buch „Aus dem Tagebuch einer Schauspielerin" von Helene Scharfenstein, bei dem hervorgehoben werden muß, daß die Verfasserin desselben die Wahrheit ihrer Mitteilungen vor Gericht beschworen hat. Auch wäre hier an das in derselben Memoirenbibliothek erschienene Buch „Der philosophierende Vagabund" von Ernst Clefeld, das sich ebenfalls mit dem Schauspielerelend befaßt, hinzuweisen.

Das Kunstproletariat bespricht die Schrift „Künstlerelend und -proletariat" von Dr. iur. Joachim von Bülow, und über den Notstand der als Sprachlehrerin wirkenden „englischen Miß in Berlin" brachte die „Daily Mail" einen eingehenden Artikel, der im „Gothaischen Tageblatt" vom 15. August 1912 mitgeteilt wurde. Leider ist jedoch dem Autor vorliegender Schrift über das Parakletasyl ein für das Zustandekommen desselben förderlicher Bericht über das ja auch sich oft unheimlich äußernde Offizierselend noch nicht zu Gesicht gekommen.

Allerdings erfuhr derselbe von diesen Sachen, die ihn in seinem Plane bestärkten, meist erst später, hielt es aber für angemessener, alle diese Berichte und Hinweise der besseren Uebersicht wegen hier zusammenzustellen.

Es ist aber darauf aufmerksam zu machen, daß derselbe vor dem Sommer des Jahres 1887 nur die mitgeteilten Einflüsse erhielt, welche später seinen Vorsatz der Parakletgründung begünstigen und stärken sollten. Erst in Chicago, wo er im Juni 1887 anlangte, erhielt er zu diesem Plane seine erste Anregung.

Damals fiel ihm nämlich eine Nummer der in Milwaukee erscheinenden Zeitschrift „Der Freidenker" in die Hände. Dieselbe war durch den auch durch seine Teilnahme an der badischen Volkserhebung bekannten „Achtundvierziger" Karl Heinzen begründet worden und wurde nun von Hermann Boppe redigiert. Sie war mit einer Turnerzeitung vereinigt, und diese Verbindung ward dadurch begründet, daß auch das freie Denken als

ein geistiges Turnen bezeichnet wurde, bei dem entsprechend der körperlichen Gymnastik der Geist durch Logik als einer geistigen Gymnastik geübt werden sollte, da er ohne solche früher oder später verkümmern müsse.

Hierdurch erkannte der Autor dieser vorliegenden Schrift mit einem Schlage, was ihm bisher gefehlt hatte, nämlich eben jene geistige Gymnastik oder Schulung des logischen Denkens, und er sah ein, daß dies das einzige Mittel sein würde, den atheistischen Materialismus und ähnliche Weltanschauungen, die ihm verkehrt und unheilbringend däuchten, widerlegen zu können. Es bedeutete dies aber auch für den Autor eine Rückkehr zu dem bisher von ihm stark vernachlässigten philosophischen Denken, wobei in ihm der Wunsch entstand, daß auch für solche Uebungen in der Logik gewissermaßen eine geistige Turnhalle bestehen möchte, deren Insassen sich zugleich damit beschäftigen würden, die verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Ansichten, welche das Leben der Gegenwart beschäftigten, kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt und auf ihren moralischen Wert hin zu prüfen und zu sichten. Aus diesem Wunsche ging die erste Anregung zu dem Plane des Asyls hervor, und der § 4 der Statuten desselben weist ja noch deutlich auf dieselbe zurück.

Uebrigens wurde die Schulung des logischen Denkens in Deutschland auf den Gymnasien nicht immer so vernachlässigt, wie zu der Zeit, als der Autor daselbst das Gymnasium besuchte. Und mit vollem Recht warnte einst der bekannte bedeutende Universitätslehrer Friedrich Ueberweg in seiner Schrift „Die Entwickelung des Bewußtseins durch den Lehrer und Erzieher" mit klaren und eindringlichen Worten vor der Aufhebung der philosophischen Propädeutik in den Gymnasien, indem er auf die unheilvollen Wirkungen hinwies, welche eine solche Maßregel sowohl für das Gymnasium als auch für die Universität haben würde, und der bekannte Logiker Adolf Trendelenburg bezeichnete sie als das Fundament für die Universitätsvorlesungen und schrieb darüber:

„Wenn es weggenommen wird, darf man sich nicht wundern, daß in der Masse z. B. der jungen Theologen die Wirkung philosophischer Universitätsbildung abnimmt. Wenn man ein Objekt, für welches sich nur Lehrer höherer und allgemeiner Bildung eignen, im Gymnasium fallen läßt, statt Lehrer, indem man diesen Unterricht fördert, zu der Höhe hinaufzuziehen, so läßt man den wissenschaftlichen Geist des Gymnasiums sinken."

Man hat sich indessen an diese Warnungen nichts gekehrt, und so braucht man sich nicht zu wundern, daß eine schon längst und gründlichst widerlegte Philosophie wie die Friedrich Nietzsche's auch heute noch in den Köpfen der Menge ein so großes Unheil anrichtet. Deshalb äußerte auch schon im Jahre 1893 der Philosophieprofessor Ludwig Stein in seinem kritischen Essay „Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren" Folgendes:

„Wer die Erzeugnisse der jüngstdeutschen Literatur nicht aufmerksam verfolgt, der unterschätzt leicht die Gefahren, die Nietzsche's Ideen gerade für unsere Zeit haben."

„Dem wirklich denkenden winzigen Bruchteil der Menschheit sind die Ideen freilich schon darum völlig ungefährlich, weil es für den Denkenden gar keine gefährlichen Ideen gibt. Wer den Wert von Ideen an den Gesetzen der Logik zu messen gewohnt ist, der scheut vor keiner Konsequenz zurück. Denn entweder sind diese Ideen logisch unanfechtbar deduziert: dann sind sie eben richtig, und der Denker hat sich ihnen unweigerlich zu unterwerfen;

oder sie bauen sich auf Fehl- und Trugschlüssen auf: dann wird er ihre Schwächen schon durchschauen. Gefährlich können daher Ideen immer nur dem breiten Strom der Halb- bis Sechzehntelgebildeten, unter Umständen freilich auch jenen Vollgebildeten werden, denen die Technik einer spezifischen philosophischen Fachbildung abgeht. Und wenn diese Ideen uns gar im lichtumflossenen Gewande poetischer Verklärung und in der Form einer geradezu bestrickenden Rhetorik erscheinen, wie dies bei Nietzsche in eminentem Grade der Fall, dann ist schon ein ziemlich hohes Ausmaß energischer Denkarbeit und philosophischer Geschmeidigkeit erforderlich, um den verführerischen Lockrufen einer durch ihre äußere Erscheinung blendenden Idee einen kräftigen Widerstand entgegensetzen zu können."

Nachdem dann Ludwig Stein die Richtigkeit dieser Behauptungen aus Nietzsche's Lehre selbst und aus verschiedenen Aeußerungen des Nietzsche-Kultus dargelegt hat, läßt er noch das sehr beachtenswerte Urteil folgen:

„Könnte man alle diese Probleme, die in stürmender sich überstürzender Hast den heutigen Kulturmenschen umdrängen, sämtlich in aller Besonnenheit auf ihren logischen Gehalt prüfen und sie gründlich *verdauen*, so wäre die Gefahr eine geringere. Allein dazu hat der heutige Europäer keine Zeit. Man denkt heute nur noch mit elektrischer Geschwindigkeit, gleichsam in Gedankenstenogrammen; demgemäß müssen sich die Probleme, sollen sie überhaupt zur Debatte gelangen, konzentrieren, mit einem Wort: *zum Schlagwort verdichten*. Man kämpft heute nicht mehr, wie ehedem, mit durchdachten Theorien, sondern nur noch mit dem abkürzenden Verfahren des Schlagworts. Konservatismus, Liberalismus, Antisemitismus, Sozialismus, Darwinismus, Individualismus, Anarchismus u. s. w. heißen die Schlagwörter des zur Neige gehenden Jahrhunderts, welche die Meisten im Munde führen, ohne sich über Sinn, Bedeutung und Tragweite derselben Rechenschaft geben zu können oder auch nur zu wollen. Jetzt werfe man noch unserer unter *dem Zeichen des Schlagworts stehenden Zeit* die Nietze'sche Losung zu: „Nichts ist wahr; Alles ist erlaubt" hin, so wird dieses neocynische Schlagwort, dieser „„aristokratisch-anarchistische Individualismus"" in den Köpfen der breiten, nach neuen Schlagwörtern lüstern haschenden Mittelmäßigkeit mehr Unheil anrichten, als die bildungssatte Selbstzufriedenheit und die vom rauschenden Gewühl des öffentlichen Lebens sich scheu zurückziehende und verkriechende Stubenweisheit sich träumen lassen."

Ludwig Stein äußerte diese warnenden Worte zwar schon vor zwanzig Jahren; doch bekommt man heute den Eindruck, als ob er sie alle in den Wind gesprochen hätte, und man „keine Zeit mehr habe", selbst auf eine noch so dringende Warnung zu hören.

Die Auffassung des Autors vorliegender Schrift, welche er sich über die Aufgabe der Philosophie gebildet hat, deckt sich nun seit jener Zeit mit derjenigen, welche Schelling in seinen „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" vertrat, indem er sagte, daß die Philosophie die Aufgabe habe, aus der großen Zahl der akademischen Wissenschaften, welche, ebenso ihrem Prinzip, wie ihrer Methode noch so verschieden, ja vielfach entgegengesetzt seien, die *ideale Einheit* zu repräsentieren und so ihren Jüngern die innere Harmonie des Geistes zu geben, welche ihnen die nur auf ein bestimmtes Gebiet beschränkten Fachwissenschaften nicht zu gewähren vermöchten. — Das ist doch sicher eine Aufgabe, welche auch den Bestrebungen

der Freimaurerei entspricht und durch das Parkletasyl mächtig gefördert werden könnte.

Eine zweite Anregung für das geplante Asyl erhielt der Autor dieser Schrift durch seinen Einblick in die öffentlichen Bibliotheken Nordamerika's, von denen er die von San Francisco bereits im Frühling des Jahres 1887 kennen gelernt hatte, während er die von Chicago im Herbst jenes Jahres und den sich daran schließenden Winter noch kennen lernen sollte, wobei ihm die mit ihm verwandte Famile Frommann und insbesondere Fräulein Ida Frommann, Lehrerin der deutschen Sprache in Chicago, sehr behülflich war.

Diese „Oeffentlichen Bibliotheken" Nordamerika's werden auch als Volksbibliotheken bezeichnet, entsprechen aber nicht ganz dem Begriff, den man in Deutschland mit einer Volksbibliothek zu verbinden pflegt. Denn, während man in Deutschland unter einer Volksbibliothek eine solche Bibliothek zu verstehen pflegt, welche eigentlich nur für den sogenannten Arbeiterstand oder das nicht wissenschaftlich oder gar nicht gebildete Publikum bestimmt ist, vermag an der „Oeffentlichen Bibliothek" Chicago's, da dieselbe für die Gesamtheit der Einwohnerschaft bestimmt ist, auch der Gelehrte sein Wissen zu befriedigen. Uebrigens ist es ein Irrtum, zu glauben, daß diese Bibliotheken deshalb, weil in Nordamerika Englisch als die offizielle Verkehrssprache gilt, Sammlungen von Büchern in englischer Sprache allein darstellten, wenn auch solche in der Mehrzahl vorhanden sind. Vielmehr überzeugte sich der Autor dieser Schrift auch von der nicht unbedeutenden Menge nicht-englischer Bücher in diesen Bibliotheken. so besonders bei der „Oeffentlichen Bibliothek" von Chicago; diese beherbergt sogar in ihren Räumen einen außerordentlich reichen Schatz von Werken in deutscher Sprache, welche sie dadurch erhielt. daß die Deutsche Gesellschaft von Chicago ihre eigene Bibliothek derselben abtrat; diesem Beispiel scheint auch die tschechische Einwohnerschaft Chicago's gefolgt zu sein. da auch die tschechischen Werke einen sehr breiten Platz in der Bibliothek einnehmen; auch französische und italienische Werke waren um jene Zeit in ziemlich beträchtlicher Menge in dieser „Oeffentlichen Bibliothek"" vertreten, welche dadurch einen ganz kosmopolitischen Charakter gewann und gewissermaßen eine freimaurerische Verbrüderung auserwählter Geister sehr verschiedene Nationalitäten darstellte.

Dem Autor vorliegender Schrift aber gab diese Bibliothek den Gedanken ein, daß auch in seiner gewünschten Halle für geistige Gymnastik eine ähnliche Bibliothek vorhanden sein möchte, womit er diese zweite Anregung zum Plan des Parkletasyls erhielt.

Uebrigens benützte er auch selbst die „Oeffentliche Bibliothek" von Chicago und las von den Büchern derselben unter anderen Moses Mendelsohns philosophische Schriften, die jedoch auf ihn keinen besonderen Eindruck machten; mehr wurde er durch Grillparzers Werke angeregt, die er ebenfalls aus jener Bibliothek erhielt, und Karl Heinzens Buch über „Radikalismus". — Aus der Bibliothek der Familie Frommann in der Vorstadt Lake View, wo er damals wohnte, las er auch die ersten Bände von Humboldts „Kosmos", welches Werk er in späteren Jahren in Deutschland zu Ende las, Wolzogens Verdeutschung der Edda, die einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte, und außer noch verschiedenen anderen Schriften auch solche von Heinrich Heine, wobei er durch die Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" seine erste Bekanntschaft mit der Geschichte der deutschen Philosophie machte, man kann auch wohl sagen, mit der Ge-

schichte der Philosophie überhaupt; denn die geringfügigen Kenntnisse, welche er über dieses Fach so ganz nebenbei im Gymnasium und überhaupt vor seiner Auswanderung nach Amerika sich erworben hatte, waren gar nicht der Rede wert. Freilich muß er jetzt gestehen, daß Heinrich Heine's genannte Abhandlung eine höchst bedenkliche Einführung in dieses Studium war, da sich ihm bei späterer vertiefterer Beschäftigung mit Geschichte der Philosophie die Ueberzeugung aufdrängte, daß diese Schrift von Mißverständnissen wimmele. Uebrigens war ja Heinrich Heine selbst eine Reihe von Jahren später, nachdem er obige Abhandlung geschrieben hatte, von derselben so wenig befriedigt, daß er bedauerte, sie nicht rechtzeitig verbrannt zu haben, um ihre Verbreitung zu hindern.

Auch wäre hier noch zu bemerken, daß der Autor vorliegenden Werkes bereits im Jahre 1885 eine Dichtung Bret Harte's verdeutscht hatte; nun fuhr er in Lake View mit der Verdeutschung anderer englischer Dichtungen fort, ebenso auch später in Südamerika und in Europa; in Südamerika begann er auch mit Verdeutschungen spanischer, französischer und italienischer Dichtungen, die er ebenfalls nachher in Deutschland fortsetzte; dort schrieb er auch poetische Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Griechischen, Portugiesischen, Slovakischen, Ungarischen, Altindischen, Arabischen, Altnordischen und Mittelhochdeutschen nieder, die mit seinen Sprach- und Literaturstudien im engsten Zusammenhange standen. Im spanischen Amerika entdeckte er gleichsam dabei, daß fast jeder einzelne Staat eine reiche und blühende Literatur besitze, deren Charakter unzweifelhaft nicht nur dem Volksstamm und seiner Geschichte, sondern auch — und zwar vornehmlich — der geographischen Lage und physischen Beschaffenheit des betreffenden Landes durchaus entspräche, ein Gedanke, den er später auch bei Herder fand. Es wäre vielleicht angezeigt, daß sich die Arbeiten im Parakletasyl auch auf solche Untersuchungen erstreckten.

Die dritte Anregung zu seinem Plane erhielt der Verfasser vorliegenden Werkes, als er während seines Aufenthaltes zu Lake View bei Chicago im Winter durch die genannte Familie Frommann in das deutsche Altenheim bei Chicago eingeführt wurde, wo er die alte Tante Hedwig Voß, die Begründerin jener mit vollem Recht als mustergültig angesehenen Anstalt, besuchte. Es war ein freundliches trauliches Heim, das ihn einigermaßen an ein Kloster erinnerte und ihm den Gedanken eingab, daß es doch sehr wünschenswert sein würde, wenn solche wissenschaftlich gebildete Personen, wie er sie in Amerika so häufig im Elend zu Grunde gehen sah, ein ähnliches Heim finden könnten, nicht, um dort ein untätiges Leben zu führen, sondern, um geistig zu arbeiten.

Einige Zeit danach hatte einer seiner Verwandten in Chicago das Mißgeschick, daß er durch ein herabfallendes Messer im Schenkel verwundet wurde, worauf er das Alexianerhospital aufsuchte. Dort kam zu ihm der Autor im März 1888 kurz vor seiner Abreise aus Nordamerika, beobachtete die pflegenden Alexianerbrüder bei ihrer Arbeit und erhielt auf diese Weise die auf den auszuführenden Samariterdienst bezügliche vierte Anregung für seinen späteren Plan eines Asyls, da es ihm sehr wünschenswert erschien, daß in einem solchen eine ähnliche Krankenpflege vertreten sein möchte.

Doch war er damals noch nicht in der Lage, an die Ausführung eines solchen Planes denken zu können; dieser erhielt vielmehr erst im Jahre 1894, als sich der Autor zu Asuncion in Paraguay befand und eine Erbschaft gemacht hatte, eine bestimmtere und klarere Gestalt.

Aber noch eine fünfte Anregung für seinen Plan hatte der Autor in jenem letzten Winter, den er in Nordamerika verlebte, zu Lake View dadurch erhalten, daß er in einer Nummer der Leipziger Zeitschrift „Ueber Land und Meer" einen Artikel über die ihm zuvor noch unbekannte „Theosophische Gesellschaft" von Adyar gefunden hatte, worin als Zweck und Ziele dieser Gesellschaft folgendes angegeben war:

„Die Internationale Theosophische Verbrüderung hat den Zweck, den Kern einer allgemeinen, die ganze Menschheit geistig umfassenden Verbrüderung zu bilden ohne Rücksicht auf Rasse, Nationalität, Glaubensbekenntnis, Stand und Geschlecht."

„Zur Erreichung dieses Zweckes dienen:

a) das Studium der arischen und anderen Religionssysteme, Philosophien und Wissenschaften des Morgen- und Abendlandes und die Verbreitung der erlangten Kenntnisse (Aufklärung);

b) die Erweckung, Entwicklung und Pflege der im Menschen noch schlummernden höheren Erkenntnis- und Willenskräfte und deren selbstlose Verwendung zum Wohle der Menschheit (Veredlung und Durchgeistigung)".

Dem Artikel war ein photographisches Gruppenbild mehrerer einflußreicher und leitender Persönlichkeiten jener „Theosophischen Gesellschaft" von Adyar beigefügt, so von dem nordamerikanischen Obersten Olcott als Präsidenten, von dem früheren anglikanischen Geistlichen Leadbeater, dem Brahmanen Bhawanischangar und dem deutschen Konsul Weber. Von der Madame Blavatsky, welche als Gründerin jener Gesellschaft bezeichnet wird, enthielt jener Artikel, soviel sich der Autor erinnert, nichts, so daß ihm bis etwa zum Jahre 1900 nicht einmal der Name jener Frau bekannt war. Da er auch sonst außer diesem Artikel, der wenig mehr als die Sätze von dem Zweck und den Zielen der Gesellschaft enthielt, nichts Näheres über diese Gesellschaft, so lange er in Amerika weilte, erfuhr, so machte er sich über ihren Charakter eine ganz unrichtige Vorstellung und sah in derselben ungefähr das, was er heute im Freimaurerbund erblickt.

Da er nun das in den Zielen dieser Gesellschaft erwähnte Studium als eine strengwissenschaftliche und kritische Vergleichung der verschiedensten Religionen und philosophischen Systeme, sowie der Naturwissenschaften u. s. w. auffaßte, so empfing er hierdurch eine sehr mächtige Anregung, nicht nur für seine Idee eines Asyls, sondern auch überhaupt für sein späteres Denken und Schaffen.

Doch war schon im Sommer 1887 zu Chicago hierin eine mächtige Aenderung bei ihm eingetreten, wodurch seine frühere dem atheistischen Materialismus sich zuneigende Weltansicht vollständig für immer beseitigt worden war. Diese Veränderung trat plötzlich ein, als er eines Sonntags nachmittags mit der Familie Frommann den herrlichen südlich von Chicago gelegenen Humboldtpark besuchte.

Vielleicht war es Täuschung daß er in der Anlage dieses Parkes die Nachbildung eines Durchschnitts des menschlichen Gehirns zu sehen glaubte, wobei die umgebenden Büsche die „graue Substanz", die Wege die Gehirnfurchen, die Weiher die Hirnkerne und das Hauptgebäude die Sehkammer vertrat. Da durchzuckte ihn mit einem Male wie ein Blitz der Gedanke, daß das Menschenhirn selbst ein Bild des Universums und umgekehrt dieses als das Gehirn oder Denkorgan Gottes aufzufassen sei. Als er nun im „Freidenker" von Milwaukee die Behauptung las, daß es weder Geist ohne Körper noch Körper ohne Geist gäbe, fand er in seiner neuen Weltansicht hierzu

keinen Widerspruch; doch änderten sich mit der Zeit seine Gedanken hierüber.

Veranlassung hierzu wurde ein sehr sonderbares geheimnisvolles Erlebnis, welches ihm noch in Chicago die Gewißheit beibrachte, daß das organische Leben ein elektromagnetischer Prozeß sei, und daß der mit Bewußtsein ausgestattete Träger desselben der Aether, dessen Wellenschwingungen ja auch Licht, Wärme, Elektrizität u. s. w. hervorbringen, sein müsse, eine Ueberzeugung, welche auf die dem Verfasser damals noch völlig unbekannten Lehren Mesmers und des Freiherrn von Reichenbach hinwiesen, ebenso aber auch auf Heraklits Philosophie, von welcher der Verfasser um jene Zeit ziemlich ebensowenig wußte, und auf die „Physik" der Stoiker.

Wenn er jedoch von jenem geheimnisvollen Erlebnis, welches ihm diese Gewißheit beibrachte, absichtlich schweigt, so geschieht es aus demselben Grunde, der Immanuel Kant bewog, in seinen „Vorlesungen über Psychologie" sich, wie nachfolgt, zu äußern:

„Da ich aber in dieser Welt noch eine sinnliche Anschauung habe, so kann ich nicht zugleich eine geistige Anschauung haben. Ich kann nicht zugleich in dieser und auch in jener Welt sein; denn, wenn ich eine sinnliche Anschauung habe, so bin ich in dieser, und wenn ich eine geistige Anschauung habe, so bin ich in der andern Welt; dieses kann aber nicht zugleich stattfinden. Gesetzt aber, es wäre möglich, daß die Seele, noch in dieser Welt erscheinen könnte, oder daß eine solche geistige Anschauung schon hier möglich wäre, indem wir doch die Unmöglichkeit davon nicht beweisen können, so muß doch hier die Maxime der gesunden Vernunft entgegengesetzt werden. Die Maxime der gesunden Vernunft ist aber diese: alle solche Erfahrungen und Erscheinungen nicht zu erlauben, sondern zu verwerfen, die so beschaffen sind: daß, wenn ich sie annehme, sie den Gebrauch meiner Vernunft unmöglich machen und die Bedingungen, unter denen ich meine Vernunft allein gebrauchen kann, aufheben. Würde dieses angenommen werden, so hörte der Gebrauch meiner Vernunft in dieser Welt gänzlich auf; dann könnten viele Handlungen auf Rechnung der Geister geschehen. Indessen bedarf dieses keiner näheren Erwägung, da man schon aus der Erfahrung sieht: daß, wenn ein Uebeltäter die Schuld seiner Handlungen auf einen bösen Geist schiebt, der ihn dazu verleitet haben soll, der Richter dieses für keine Entschuldigung gelten läßt. Denn sonst könnte er ja einen solchen Menschen auch nicht strafen."

„Allgemein führen wir noch an: daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird. Die Hauptsache ist: daß wir uns auf diesem Posten rechtschaffen und sittlich gut verhalten und uns des künftigen Glücks würdig zu machen suchen. Ebenso, wie es ungereimt wäre, wenn man im Soldatenstande den niedrigsten Posten bekleidet und sich um den Zustand des Obersten oder Generals bekümmert. Alsdann ist's erst Zeit, wenn man dazu gelangt."

Aus dieser Erörterung ergibt sich aber auch, daß es im Allgemeinen nicht wünschenswert sein kann, wenn sich die Schützlinge des Parakletasyls mit sogenannten „okkulten" Dingen beschäftigen; hingegen wäre es ohne

Zweifel sehr vorschnell und leichtfertig gehandelt, dergleichen kurzerhand als „Aberglauben" zu verwerfen, so lange nicht die unanfechtbaren Beweise für ihre Unmöglichkeit geliefert sind.

Nun hatte ja die Weltauffassung des Autors vorliegenden Werkes, als er um jene Zeit in Chicago weilte, noch eine große Aehnlichkeit mit „Hylozoismus", der sich aber doch keineswegs mit Häckels „Hylozoismus" deckte. Denn mit dieser Ansicht des Hylozoismus, welche Häckel in seinem Buche „Lebenswunder" entwickelt, behauptet er nur, ähnlich wie schon vor der großen französischen Revolution Holbachs unter dem Namen „System der Natur" bekannte „Atheistenbibel", daß keine Substanz ohne Empfindung sei, während der Autor vorliegenden Werkes zu der Ueberzeugung gekommen war, daß dem Universum, welches alle „Substanz" in sich faßt, nicht nur Empfindung, sondern auch Beseeltheit und Vernunft innewohne; ein solcher Standpunkt, wie ihn einst auch Heraklit und die Stoa vertraten, kann nach der Ansicht des Verfassers vorliegenden Werkes aber nicht eigentlich mehr als eine reine hylozoistische bezeichnet werden, sondern eher als Identitätsphilosophie, wobei allerdings die Substanz durch ihre qualitative Identifikation mit dem Feuer- oder Aetherelement auf die alten „Hyliker" hinweist.

Durch Heinrich Heine's Schrift über die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland ward nun aber der Autor vorliegenden Werkes auf die Attribute der Ausdehung und des Denkens aufmerksam gemacht, welche Spinoza seinem Substanzbegriff beilegt, und später begann er, als er sich in Südamerika befand, darüber nachzudenken, daß zwischen Aether und Geist doch ein gewaltiger Unterschied bestehen müsse, und Geist und Aether nicht identisch sein könnten. So erhielt in seiner Auffassung des Universums als eines vom göttlichen Geist untrennbaren Gehirnes das Attribut des Denkens oder der Geist das Uebergewicht, und so näherte sich seine Weltauffassung mehr und mehr dem sogenannten „umgekehrten Spinozismus" Fichte's.

Vor allem aber suchte er sich nun den Unterschied zwischen Geist, Aether und der „Materie" der modernen Naturwissenschaft klar zu machen und gelangte zu folgenden Bestimmungen: Unter „Geist" verstand er die von den Gesetzen der Beharrung und der Schwerkraft *freie* Substanz, die in solchem Zustand nicht wohl anders als eine denkende und wollende aufgefaßt werden kann, auch nicht wohl Aggregate oder leere Räume zuläßt, sondern wie das eleatische Sein oder Eins Alles ausfüllt, demnach allgegenwärtig ist; im Aether sah er den Zustand der Substanz, in welchem dieselbe zwar von dem Gesetze der Schwerkraft befreit, demjenigen aber der Beharrung unterworfen ist, in der naturwissenschaftlichen „Materie" jedoch die sowohl dem Gesetz der Schwerkraft, wie dem der Beharrung unterworfene Substanz; ist letztere in diesem Zustande von der Cohäsionskraft befreit, so nennt man sie gasförmig; besteht bei ihr zwar Cohäsionskraft, die jedoch der Schwerkraft nachsteht, und durch diese überwunden wird, so heißt sie flüssig; ist die Cohäsion stärker als die Schwerkraft, so wird diese „Materie" fest genannt. Nur bei dieser „Materie" gibt es eigentliche Aggregatzustände, während der Aether eine Mittelstellung zwischen dem Alles ausfüllenden Geist und der in Aggregaten vorhandenen „Materie" bildet. So erschienen ihm also der Aether und die „Materie" der Naturwissenschaften als Erstarrungs- oder Schlafzustände des Geistes.

Dann dachte sich der Autor, daß für das Zustandekommen des Weltprozesses ein Uebergehen dieser Zustände in einander nötig sei. Wie also der

feste Körper zu einem flüssigen und dieser zu einem gasförmigen und umgekehrt werde, so fände ein Uebergang des Geistes in Aether und des Aethers in die naturwissenschaftliche „Materie", wie sie durch die chemischen Elemente bestimmt wird, statt. Er nahm demnach einen sehr ähnlichen Prozeß an, wie ihn Heraklit und die Stoiker als „Weg nach unten" und als „Weg nach oben" (Kathode und Anode) bezeichneten.

Dabei wurde sich, wie bemerkt, der Autor darüber klar, daß bei dieser Auffassung der Geist eine so übermächtige Mitwirkung in dem Weltprozeß erhielt, daß er nicht umhin konnte, in eben diesem Geist das eigentliche und ursprüngliche Prinzip zu sehen, aus welchem die anderen Zustände des Aethers und der naturwissenschaftlichen „Materie" abgeleitet werden müßten, daß es mit anderen Worten eigentlich nur Geist gebe, und die beiden anderen Zustände nur Modifikationen desselben darstellten; so gewann also, ohne daß er es damals selbst wußte, seine Weltansicht eine offenkundige Aehnlichkeit sowohl mit jener Berkeley's als auch mit jener der Vedantaphilosophie Indiens, wonach eigentlich nur dem Geist ein Sein zukommt, während die Welt sonst zu einem bloßen Schein verwandelt wird.

Nun glaubt ja allerdings Paul Deussen, dieser bedeutendste Erforscher der indischen Philosophie in Deutschland, den Standpunkt Kants zur Außenwelt auch für die indische Vedantaphilosophie in Anspruch nehmen zu können. Der Verfasser vorliegenden Werkes hält dies aber nicht für ganz richtig.

Bekanntlich ist der Standpunkt Kants der, daß wir die Dinge nicht so erkennen, wie sie an sich sind, sondern vielmehr so, wie sie uns durch das subjektive Medium von Raum und Zeit erscheinen. Hieraus wurde nun von einem Rezensenten Kants der Schluß gezogen, daß Kant die Sinnenwelt überhaupt für Schein erklärt habe und demnach eigentlich den Standpunkt Berkeley's einnehme, welcher die Existenz der Außenwelt leugnet und alle körperlichen Dinge für bloße Erscheinungen, also für bloß subjektive Vorstellungen erklärt, denen jede zu Grunde liegende objektive Realität fehle. Dagegen aber erklärte Kant, er befinde sich keineswegs auf dem Standpunkte, daß ihm die Sinnenwelt nichts als Schein sei. Denn, wenn er auch eine transscendentale Idealität behaupte, so stelle er damit die empirische Realität von Raum und Zeit keineswegs in Abrede und vertrete die Ansicht, daß ebenso gewiß Dinge außer uns existierten, wie wir selbst und die Zustände in uns.

Nun behauptet aber die Vedantaphilosophie in der Tat, daß die Außenwelt nichts als Schein sei, steht also dadurch nicht sowohl auf dem Standpunkt Kants als dem Berkeley's, dem sich übrigens auch Fichte nähert, wenn bei ihm das absolute Ich das relative oder persönliche Ich setzt und noch mehr Hegel durch seinen „Panlogismus", der das Weltgeschehen in einen logischen Prozeß verwandelt. Immerhin ist Paul Deussens Ansicht von der Aehnlichkeit der Vedantaphilosophie mit Kants Lehre insofern begreiflich, als in ersterer die Ideen Kants aus dem menschlichen Geist gleichsam in den absoluten oder göttlichen Geist projiziert werden. Dabei verwandeln sich Raum und Zeit als Anschauungsformen des menschlichen Geistes bei Kant in solche des absoluten oder göttlichen Geistes der Vedantaphilosophie. Da nun diese beiden Anschauungsformen das spinozistische Attribut der Ausdehnung in sich schließen, so wird dieses hierdurch dem anderen spinozistischen Attribut des Denkens untergeordnet, wodurch auch der bei Spinoza bemängelte Dualismus der Attribute beseitigt wird.

Da nun der Autor vorliegenden Werkes infolge des vorhin dargelegten Gedankenganges sich die Außenwelt selbst in der Tat zu bloßem Schein ver-

wandeln sah, so kam er zu einer Weltanschauung, welche sich ebensowohl mit der indischen Vedantaphilosophie deckte, als sie auch im Wesentlichen der Berkeley's und Fichte's, dessen „absolutes Ich" ja selbst Weltschöpfer oder besser Weltdichter ist, entsprach und ebenso auch auf die Lehre Heraklits und der Stoiker hinwies, wie er sich überzeugte, nachdem er dieselben später kennen gelernt hatte. Keineswegs konnte er sich aber mit Hegels Philosophie befreunden, und wenn Hegel behauptete, daß sich diese mit der Heraklits decke, so muß dies der Autor vorliegenden Werkes bei seiner Auffassung der heraklitischen Lehre durchaus ablehnen.

Allerdings nimmt er dabei auch zur heraklitischen Lehre einen anderen Standpunkt ein als Zeller oder Lassalle, der als den Hauptgedanken derselben „die prozessierende Einheit der Gegensätze" ansieht, während Hegel sie gemäß seiner eigenen Lehre als einen beständigen Wechsel des Seins und des Nichts auffaßt; das ergäbe also für die heraklitische Lehre einen Dualismus. Vielmehr ist der Autor vorliegenden Werkes der Ansicht, daß Heraklits Lehre monistisch zu fassen sei, wobei er besonders auf jenes heraklitische Symbol von einem ständigen Wechsel des Zeus mit dem Dionysos Zagreus hinweisen möchte, in welchem Zeus das Sein und der beständig zerrissen werdende und wieder zusammenwachsende Dionysos Zagreus den Schein bedeutet. So würde sich also Heraklits „prozessierende Einheit der Gegensätze" in einen ständigen Wechsel des Seins und des Scheins, aber nicht in den von Hegel vertretenen Wechsel des Seins und des Nichts auflösen; denn zwischen Sein und Nichts ist doch wohl noch ein gewaltiger Unterschied. Dieser heraklitische Wechsel erinnert übrigens stark an den Prozeß eines Induktionsapparates, der durch ständig wechselnde Stromschließung und Stromöffnung erfolgt, wobei zu beachten ist, daß zu Heraklits Zeit, besonders durch die eleatische Schule, Sein und Beharrung einerseits und Nichtsein und Bewegung anderseits identifiziert wurde; dadurch würde sich also der heraklitische Wechsel der Gegensätze in einen solchen von Beharrung und Bewegung auflösen; der Autor vorliegenden Werkes ist überzeugt, daß Heraklit dadurch den ganzen Werdeprozeß der organischen Welt in der Tat richtig vorausgesehen hat und ebenso, daß hierbei das „Feuer" oder der „Elektromagnetismus" die Hauptrolle spielt.

Es ist aber auch in dem von Heraklit ausgesprochenen ständigen Wechsel des Zeus mit den Dionysos Zagreus unzweifelhaft dem durch Zeus dargestellten Prinzip des Seins ein ganz außerordentliches Uebergewicht über das Nichtsein gegeben; denn Zeus ist „Vater der Götter und Menschen", der eigentliche dem Universum zu Grunde liegende Gott, der bei Heraklit doch wohl nicht anders als ungeworden aufgefaßt werden kann, während Dionysos Zagreus der S o h n dieses Vottes, also etwas Gewordenes und dazu eine dem Zeus doch ganz u n t e r g e o r d n e t e Gottheit darstellt. Daraus folgert der Autor dieses Werkes, daß auch dem Heraklit wie den eleatischen Philosophen das eigentliche Prinzip das Sein war, aber freilich nicht das erstarrte unbewegliche Sein der späteren Eleaten, sondern ein solches, das durch den ständigen Wechsel mit dem Nichtsein sich unablässig bald offenbart und bald verhüllt. Ja, die Annahme liegt hierbei wohl nicht so fern, daß der gemeinsame Ausgangspunkt der heraklitischen und der eleatischen Lehre jene Gottesauffassung gewesen ist, welche Xenophanes von Kolophon, der Begründer der letzteren, aufstellte, in dem er gegen den Anthropomorphismus der hellenischen Volksreligion behauptete, die Gottheit sei ganz Auge, ganz Verstand, ganz Ohr, unbewegt, ungeteilt, mühelos durch

ihr Denken alles beherrschend, den Menschen weder an Gestalt noch an Verstand ähnlich. Hierbei dürfte nun Heraklit, der etwas später als Xenophanes lebte, gerade an der von letzterem behaupteten Unbeweglichkeit der Gottheit Anstoß genommen haben.

Nun sagt Plato im „Timäus“: „Was ist das ewig Seiende, niemals Werdende? und was ist das ewig Werdende, niemals aber Seiende? Jenes wird durch vernünftiges Denken ergriffen des ewig sich selbst gleich Bleibenden, das andere hingegen wird durch bloßes Meinen mittels vernunftloser Wahrnehmung erfaßt, das Entstehende und Vergehende, in Wahrheit aber niemals Seiende.“

Diese Stelle wird auf Heraklits Lehre bezogen und als eine Richtigstellung derselben betrachtet. Der Autor vorliegenden Werkes ist jedoch der Ansicht, daß der Standpunkt, den Heraklit selbst einnahm, sich mit diesen Sätzen Plato's gedeckt haben dürfte, und daß Plato's Worte weniger gegen Heraklits Standpunkt selbst, sondern vielmehr gegen die verkehrte Ansicht der späteren heraklitischen Schule gerichtet waren.

Sonst aber ist der Autor dieses Werkes der Ueberzeugung, daß Heraklits Feuerlehre auch noch für unsere Zeit viele Ansichten und Anregungen enthält, welche einer sehr gründlichen Untersuchung wert wären, ebenso wie die „Physik“ der Stoiker. Er verweist dabei auf Le Bon's Werk „Die Entwicklung der Materie“, worin der Aether als die gemeinsame Ursprungsstätte der Atome nachgewiesen wird, auf das berühmte astronomische Werk „Das Weltgebäude“ von Wilhelm Meyer, in welchem man liest, daß auch die Weltkörper durch die Nebelflecke und Sternennebel ihren Ursprung wahrscheinlich aus dem Aether nahmen und auch das Zodiakallicht nichts anderes als der Rest eines solchen ätherischen Nebels sein dürfte, sowie auf die mit Zuhilfenahme hypnotisierter Personen angestellten physiologischen Versuche und Untersuchungen des Klinikers Luys, nach welchen sich die beiden Gehirnhemisphären so zu einander verhalten, wie die beiden entgegengesetzten Pole eines Magnets, indem die eine positive und die andere negative Elektrizität ausströmt, und das Sterben nichts anderes bedeute als das völlige Entweichen des im lebenden Körper isolierten elektrischen Fluidums aus diesem.

Auch möchte der Autor vorliegenden Werkes darauf aufmerksam machen, daß sich, wie bei Heraklitt und in der Stoa, so auch in der Vedantaphilosophie die Lehre des „Weges nach unten“ und des „Weges nach oben“ findet. Während aber Heraklit für diesen Weg nur die drei Stationen der Erde, des Wassers und des Feuers kennt, wozu die Stoiker noch eine solche der Luft gefügt haben, nimmt die Vedantaphilosophie sechs Stationen an, nämlich: 1) Brahman oder Geist, 2) Aether, 3) Wind, 4) Feuer, 5) Wasser und 6) Erde. Bei dieser Reihenfolge mag die Vorstellung eines Gewitters vorgeschwebt haben.

Höchst bemerkenswert ist nun, daß hierbei der Geist an den Anfang gesetzt wird, was sich auch vollständig mit dem Grundgedanken der Vedantaphilosophie verträgt, den Deussen in folgenden Worten darstellt:

„Der Grundgedanke des Vedanta, wie er sich am kürzesten in den vedischen Worten: tat tvam asi „„das bist du““ (Chandogyopanischad) und aham brahman asmi: „„Ich bin Brahman““ (Brihadaranyakopanischad) ausspricht, ist die Identität des Brahman und der Seele, welche besagt, daß das Brahman, d. h. das ewige Prinzip alles Seins, die Kraft, welche alle Welten schafft, erhält und wieder in sich zurückzieht, iden-

tisch ist mit dem Atman, dem Selbst oder der Seele, d. h. demjenigen in uns, was wir bei richtiger Erkenntnis als unser eigentliches Selbst, als unser inneres und wahres Ich erkennen."

Nach der Ansicht des Verfassers vorliegender Schrift kann unter diesem Atman wohl nichts anderes verstanden werden als Fichte's „absolutes Ich"; er ist daher der Meinung, daß nicht, wie Deussen glaubt, Schopenhauers Lehre, sondern vielmehr die Fichte's der Vedantaphilosophie am nächsten steht.

Für die Richtigkeit des Grundgedankens der Vedantaphilosophie sprechen nun aber auch verschiedene Versuche über den kataleptischen Schlaf, welche Harry Vincent in seinem Buche „Die Elemente des Hypnotismus", das bei Costenoble in Jena 1894 in der deutschen Uebertragung von Dr. med. Teuscher erschien, mitgeteilt hat. Doch würde es wohl zu weit führen, dieselben hier näher zu besprechen.

Es ist hierbei hervorzuheben, daß die Vedantaphilosophie dieses Brahman „des Wissens" als attributlos bezeichnet. Wenn also, entsprechend der Behauptung eines bekannten Studentenliedes, daß unter Umständen „die kleinste Kreature in dem Zentrum der Nature Thymian zu riechen glaubt", einige Naturforscher auch in der Vedantaphilosophie „Anthropomorphismus" zu riechen glauben, so dürfte dieser Verdacht für das Brahman „des Wissens" doch kaum haltbar sein, wohl aber für das Brahman „des Nichtwissens" oder den vom indischen Volke in menschlicher Gestalt gedachten und verehrten Gott Brahma.

Hierauf aber läßt sich wohl auch mit Recht das erwidern, was Johannes Repke in seiner Schrift „Pantheistischer und theistischer Monismus" gegen den von Häckel in dessen „Welträtseln" beanstandeten Anthropomorphismus des biblischen Gottes erwidert, indem er sagt:

„Nur eine völlige Unkenntnis des biblischen Theismus kann zu solchen Aeußerungen führen. Allerdings redet die Bibel von Augen, Ohren, dem Arm, der Hand Gottes; aber es sollte doch ein bloßer Hinweis darauf, daß man von übersinnlichen Dingen nicht anders als in einer Bildersprache, in Wendungen, welche dem Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung entnommen sind, anschaulich reden kann, genügen, um den geistigen Begriff der Persönlichkeit Gottes von diesem anthropomorphen Beiwerk zu befreien."

Der Verfasser vorliegenden Werkes glaubte diese Sachen hier mitteilen zu müssen, teils, weil er für manche derselben eine Untersuchung im Paraklet in späterer Zeit doch auch für wünschenswert hält, teils aber auch, um zu zeigen, daß für ihn sowohl der atheistische Materialismus, wie auch der Hylozoismus, womit sich wohl noch der „Monistenbund" abgibt, zu den Standpunkten gehören, die er nun bereits seit Jahrzehnten überwunden hat.

Daß er bei diesem Standpunkte, was das vitalistische Problem anbelangt, weder die mechanischen Kräfte als Geburtsstätten der Lebenskraft noch neben jenen mechanischen Kräften eine besondere Lebenskraft anerkennen kann, sondern sämtliche Kräfte des Universums als Ausflüsse einer einzigen allgemeinen Lebenskraft ansieht, und daß sich der Gegensatz von Tod und Leben für ihn zu einem bloßen Wechsel von Schlafen und Wachen verflüchtigt, versteht sich wohl von selbst.

Auch betrachtet er nicht die Zelle als das Anfangsglied der Entwicklungsreihe der Lebewesen, sondern ist überzeugt, daß die Zelle selbst wieder das Endglied einer langen Entwicklungsreihe ist, welche im letzten Grunde im göttlichen Geiste selbst wurzelt.

Aus diesen Ausführungen ist vielleicht ersichtlich, daß er eine Verbindung religiöser Gesinnung sowie des Gottesglaubens mit den Ansichten der modernen Naturforschung für durchaus möglich hält, sofern man sich nämlich nicht gerade auf eine bestimmte konfessionelle Auffassung, sei es in theologischer oder sei es in naturwissenschaftlicher Hinsicht, versteift. Gerade eine solche Versöhnung der Religion und Naturwissenschaft liegt auch im Interesse des freimaurerischen Strebens nach einer Verwirklichung des Humanitätsgedankens und verdient daher ebenfalls, durch die Arbeiten des Parakletasyls gefördert zu werden.

Der Verfasser vorliegenden Werkes versuchte dies selbst, indem er in der Osterwoche des Jahres 1892 zu Parana in der argentinischen Provinz Entrerios seine Dichtung „Die Schöpfung" niederschrieb, wobei er den rezensierenden Zeitungen und Zeitschriften für ihre Besprechungen folgende Erklärung zur Verfügung stellte:

„Im vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht, in Form einer didaktischen Dichtung die moderne Naturwissenschaft mit der Theologie zu versöhnen. Freilich, von einem Adam und von einer Eva wird der Leser in diesem Werke nichts finden, das, weil darin die „„Schöpfung"" als ein ewiger Prozeß aufgefaßt wird, auch den Weltuntergang bringt, bei welchem die Wiedergeburt einer neuen Welt angedeutet ist. Der philosophische Standpunkt, welchen der Verfasser in dieser Dichtung einnimmt, nähert sich ebenso sehr dem brahmanischen der Upanischaden wie auch Fichte's subjektivem Idealismus und der aus diesem hervorgegangenen Naturphilosophie Schellings, wie denn der Inhalt dieser Dichtung überhaupt als Naturphilosophie bezeichnet werden kann. Vor sechshundert Jahren verlieh Dante der thomistischen Weltanschauung seines Zeitalters in seiner „„Göttlichen Komödie"" poetischen Ausdruck. Wenn nun auch vorliegende Dichtung in keiner Weise mit Dante's unsterblichem Werke verglichen werden darf, so mag doch vielleicht der Beweis geliefert sein, daß die Behauptung des bekannten dänischen Naturforschers Oersted, wonach die moderne Naturwissenschaft für poetische Behandlung ungeeignet sein soll, eine irrige ist und nur dann zutreffen mag, wenn eine solche Behandlung von materialistischem Standpunkte aus unternommen wird. Freilich wendet sich das Werk nicht sowohl an ein bloß Zerstreuung suchendes Publikum, sondern an einen denkenden Leserkreis, wie ja auch der in dieser Weltschöpfung tätige Gottesgeist, der „„Held"" der Dichtung, selbst Denker und Dichter ist."

Von den diese Dichtung rezensierenden Zeitungen hat die „Dorfzeitung" von Hildburghausen wohl am klarsten die Intentionen des Autors erfaßt, indem sie in ihrer am 19. Dezember 1909 erschienenen Nummer über diese Dichtung folgende Besprechung brachte:

„Das erste Blatt der Bibel, mit den bekannten Worten anhebend: „„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde"", hat sich manches Mißverständnis und manchen Mißbrauch gefallen lassen müssen: Von Wohlwollenden, die auf göttliche Inspiration jedes Bibelbuchstabens schwören und darum auf dem ersten Blatt der Bibel die Mitteilung exakter naturwissenschaftlicher Kenntnisse erblicken zu müssen glaubten, und von Uebelwollenden, die sich von ihrem vulgärwissenschaftlichem Standpunkt aus nicht genug in dem Nachweis tun konnten, daß die hier ausgesprochenen Ansichten über Schöpfung der Welt und Entstehung des Lebens in unlösbarem Widerspruch mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft ständen. Beide haben Unrecht und tun dem biblischen Schriftsteller Gewalt an oder verlangen von ihm, der viel-

leicht ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gelebt hat, Aufschluß über Dinge, den er weder geben wollte noch konnte. Beide verkennen vollständig, daß der alte Schriftsteller, auf den das erste Blatt der Bibel zurückgeht, als ein religiöser Dichter die Schöpfung so darzustellen versucht, wie sie sich seinem religiösen Gemüt offenbarte. In ähnlicher Weise bietet Richard Ludloff in dem vorliegenden Buche „„Die Schöpfung““ ein poetisches Glaubensbekenntnis der Oeffentlichkeit dar, aber nicht vom theistischen oder deistischen oder vom modernen, nun vielfach schon wieder unmodern gewordenen materialistischen Standpunkt aus, sondern als ein idealistischer Monist und Pantheist versucht er es, Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften in Bezug auf die Frage der Schöpfung zu einigen. In diesem Sinn enthält sein in Argentinien verfaßtes Werkchen eine Reihe von fünfundzwanzig eigenartigen Dichtungen, von denen einzelne Ueberschriften hier hervorgehoben seien, da sie eine ungefähre Vorstellung von dem Plan des Ganzen geben können: „„Das Chaos““, „„Entstehung der Weltsysteme““, „„Entstehung des ersten Lebens““, „„Steinkohlenzeit““, „„Der Urmensch““, „„Weltuntergang““, „„Vereinigung der Geister mit Gott““. Den Dichtungen des Verfassers eignet eine nicht alltägliche, manchmal etwas phantastische Sprache, die einen denkenden Leser verlangt. Sein Buch möchten wir in der heutigen Zeit als das Glaubensbekenntnis eines Idealisten besonders begrüßen und den vielen in die Hand wünschen, die, vom Materialismus und von Häckels populärem Monismus unbefriedigt, sich ein Bild vom Weltentstehen machen möchten, in denen die Forderungen des religiösen Gemütes und die wahre Wissenschaft in gleicher Weise zu ihrem Recht gelangen.“

In der Tat leitete auch dem Autor der „Schöpfung“, als er diese Dichtung niederschrieb, die Absicht, durch solche Darstellung „die Forderungen des religiösen Gemütes und die wahre Wissenschaft in gleicher Weise zu ihrem Rechte gelangen“ zu lassen.

Nichtsdestoweniger erforderte für ihn, wenige Stellen abgerechnet, das Dichten seiner „Schöpfung“ selbst sehr wenig geistige Anstrengung, da er das Gefühl hatte, als würden ihn die Verse von irgend einer geheimnisvollen Macht in die Feder diktiert und er sich außerordentlich beeilen mußte, dieselben durch die Schrift festzuhalten, ehe sie seinem Gedächtnis entschwänden. Da der Autor auch bei anderen Dichtungen dasselbe Gefühl hatte, so besteht für ihn nicht der mindeste Zweifel, daß Kant vollständig Recht hatte, wenn er die echten Kunstwerke aus dem „Uebersinnlichen“ stammen läßt. Damit kann es aber auch keinem Zweifel unterliegen, daß jedes echte Kunstwerk eine göttliche Offenbarung enthält. Nach der Ansicht des Autors ist dies jedoch ein Offenbarungsglaube, den nicht nur der Freimaurer, sondern auch der Freidenker ohne Scheu bekennen dürfte.

In Folge eines mit Erblindung drohenden Augenleidens wurde der Autor im Jahre 1896 genötigt, nach Deutschland zurückzukehren, um daselbst Heilung zu suchen, hatte jedoch nicht die Absicht, in diesem Lande zu bleiben.

Da er aber einsah, daß es zur Durchführung des Planes seines Asyls durchaus nötig sei, sein noch sehr lückenhaftes Wissen nach Kräften zu ergänzen, so betrieb er auf dem nicht weit von der Universitätsstadt Erlangen gelegenen Gut Wunderburg, wo er nun mehrere Jahre lang in aller Zurückgezogenheit wohnte, vorzüglich ethnologische, philosophische, sprachwissenschaftliche, literaturgeschichtliche und andere Studien.

Da wurde ihm etwa um das Jahr 1900 bekannt, daß auch in Deutschland eine „Theosophische Gesellschaft" existiere, welche ihren Sitz in Leipzig habe, und er beschloß, da er glaubte, daß die Bestrebungen derselben seinem eigenen Plane eines Asyls entsprechen würden, sich über sie näher zu unterrichten, indem er sich die mit jenem Jahr abgeschlossenen Bände von Franz Hartmanns theosophischer Zeitschrift „Lotusblüthen" anschaffte.

Der im Jahre 1912 verstorbene Herausgeber und meist auch alleinige Verfasser besagter Monatsschrift war übrigens ein Arzt und hatte in Deutschland zu der Zeit studiert, als die Universitäten meist noch von dem materialistischen Geiste Ludwig Büchners, Karl Vogts und Moleschotts beherrscht wurden; auch er konnte sich diesen Einflüssen keineswegs entziehen, bis seine angeborene Neigung zur Mystik, welche wohl schon früher durch seine katholische Konfession reiche Nahrung empfangen hatte, ihn in Nordamerika, wohin er auswanderte, dem Spiritismus in die Arme trieb. Nachdem er aber hier, wie er selbst in seinen „Denkwürdigen Erinnerungen" schreibt, längere Zeit im „Narrenparadiese des phänomenalen Spiritismus" herumgewandelt war, wurde er von der Abgeschmacktheit der von den „Geistern" gegebenen meist sehr geistlosen Mitteilungen so sehr angewidert, daß er der theosophischen Richtung, die Besseres und Vernünftigeres zu bieten schien und doch auch seinen mystischen Neigungen entsprach, entgegentrieb, und da er durch „okkulte Briefe" einen geheimnisvollen Auftrag dazu bekommen zu haben glaubte, zog er nach Indien in das Hauptquartier der „Theosophischen Gesellschaft" zu Adyar bei Madras, wo er Olcott, den damaligen Präsidenten, und die Madame Blavatsky, die Seele der ganzen Bewegung, auf deren Anregung auch am 17. November 1875 in Newyork die „Theosophische Gesellschaft" begründet worden war, kennen lernte; diese beiden waren früher schon in Ceylon dem Buddhismus beigetreten, und auch Franz Hartmann ließ sich später auf seiner Rückreise nach Europa, wo er als Apostel der theosophischen Bewegung seine in Asien gewonnene neue Weltanschauung durch die Rosenkreuzerei ergänzte, in Ceylon in die buddhistische Gemeinde aufnehmen.

Jedoch entsprach die buddhistische Richtung, welcher Franz Hartmann und die Blavatsky ergeben waren, keineswegs dem verhältnismäßig reinen Buddhismus der in Indien vorwaltenden sogenannten Hinayana, wie derselbe durch den Palikanon festgelegt ist, sondern vielmehr dem durch andere Glaubensvorstellungen der Yogaphilosophie und der alten animistischen Vorreligion stark verunreinigten tibetanischen Lamaismus oder war vielmehr eine mit christlichen, heidnischen und anderen Glaubensvorstellungen, und wahrscheinlich auch mit einer Menge phantastischer Einfälle der Blavatsky versetzte Nebenform jener Religion. Diesem neuen Glauben hatte die Blavatsky schon früher in ihrem Werke „Entschleierte Isis" (Isis Unveiled) eine ihrer heiligen Schriften gewidmet; die eigentliche Theosophenbibel ließ sie aber erst nach ihrer Rückkehr in Europa unter dem Titel „Geheimlehre" (Secret Doctriae) erscheinen, woran sich ergänzend noch später ihr Buch „Esoterik" schloß; diese Werke bilden die hauptsächlichsten heiligen Schriften der „Theosophischen Gesellschaft", für welche die Blavatsky die Rolle eines Messias oder weiblichen Buddha's spielte. Nichtsdestoweniger behauptet aber die Gesellschaft im Widerspruche mit diesen Tatsachen, sie besitze weder Autoritäten noch ein Glaubensbekenntnis noch Dogmen.

Diesen letzteren Versicherungen glaubte der Autor vorliegenden Werkes, zumal er in Franz Hartmanns „Lotusblüthen" doch eine Menge sehr be-

achtenswerter und beherzigenswerter Artikel fand, neben welchen das wüste Zeug, was als Auszug aus der „Geheimlehre" der Blavatsky mitgeteilt wurde, sein Erstaunen und Befremden wachrief. Da Franz Hartmann aber selbst in seiner Zeitschrift mitgeteilt hatte, daß die Blavatsky eine sehr stark entwickelte „Romanphantasie" gehabt habe, die oft mit ihr durchgegangen sei, und daß er in Torre del Greco bei Neapel selbst eine von konfusestem Zeug angefüllte Verteidigungsschrift der Blavatsky ihr entrissen und kurzerhand ins Feuer geworfen habe, so glaubte auch der Autor vorliegenden Werkes die literarischen Produkte der Blavatsky bei seiner Beurteilung der „Theosophischen Gesellschaft" nicht sehr ernst nehmen zu brauchen und sich über diese hinwegsetzen zu können, indem er immer noch der Ansicht war, daß die Bestrebungen dieser „Theosophischen Gesellschaft" seiner eigenen Geistesrichtung doch wohl im Allgemeinen entsprechen möchten. Deshalb trat der Autor vorliegenden Werkes auch im Sommer des Jahres 1906 dieser Gesellschaft auf dem damals abgehaltenen „Theosophischen Kongreß" in Nürnberg, an welchem auch Franz Hartmann teilnahm, näher, wobei er ihr ein größeres später verschwundenes Manuskript zur Verfügung stellte und sie mit seinem Plan eines Asyls bekannt machte.

Im März des Jahres 1907 schloß er sich eben wegen der Ausführung dieses Planes selbst an die „Theosophische Gesellschaft" von Leipzig an, jedoch unter ausdrücklicher Ablehnung der Werke der Blavatsky und des Buddhismus. Nichtsdestoweniger aber trat man doch nun in der Gesellschaft so auf, als ob der Verfasser vorliegenden Werkes wie jeder, welcher der „Theosophischen Gesellschaft" beigetreten war, durch diesen Beitritt selbstverständlich auch die Lehren der Blavatsky und den Buddhismus anerkenne.

Doch schrieb er infolge der Aufforderung von Hermann Rudolph, damaligem Präsidenten der „Theosophischen Gesellschaft" von Leipzig ausführliche Berichte über seine Ansichten der Einrichtungen, welche für ein „theosophisches Kloster" am besten zu treffen seien, worin sich manches findet, was er später in die Statuten seines Parakletasyls herübergenommen hat.

Da er jedoch immer klarer erkannte, daß die sogenannte „Theosophische Gesellschaft" im Grunde nichts anderes war als eine neue „Kirche", deren Bekenntnis er nicht anzuerkennen vermochte, kam es zwischen ihm und dieser Gesellschaft im März 1908 zum Bruch, worauf er aus derselben austrat.

Zur selben Zeit siedelte er nach Erlangen über, wo er sich an der Universität als Student der philosophischen Fakultät immatrikulieren ließ, um, wie das „Erlanger Tageblatt" in seiner Rezension der „Schöpfung" richtig bemerkte, „seine Studien abzurunden." — In Wahrheit hingen diese Studien mit seinem Plane eines Asyls, das er nun nach dem Bruche mit der „Theosophischen Gesellschaft" als „Freikloster" bezeichnete, aufs innigste zusammen.

Wie der Autor vorliegenden Werkes vor einigen Jahren las, wünschte Professor Ostwald, daß auf den deutschen Universitäten nebst dem für ein bestimmtes Fach betriebenen Studium auch ein solches gepflegt würde, welches nur der Lösung gewisser Probleme gelte. Diesen Wunsch teilt auch der Autor dieser Schrift, dessen nunmehriges philosophisches Studium, im Gegensatz zu seinen ersten medizinischen, in der Tat dem Problemstudium des Professors Ostwald entsprach, das auch für das Parakletasyl hauptsächlich in Betracht kommen dürfte.

Uebrigens hatte ihn nicht nur das Bestreben, an einer Versöhnung von Religion, Naturwissenschaft und Kunst mitzuarbeiten, zu diesem zweiten Studium veranlaßt, sondern auch einige sprachwissenschaftliche Probleme, zu

welchen er durch Rudolf Virchow's Schrift „Die Urbevölkerung Europas" nach Fußwanderungen durch Südtyrol und Italien, die er 1905 und 1906 gemacht hatte, und nach einer 1907 unternommenen Reise in Ungarn angeregt worden war. Insbesondere waren es Virchows Mitteilungen über die Brachycephalie der ligurischen Schädel Südtyrols und Italiens, die auf ein ural-altaisches, wahrscheinlich finnisch-ugrisches Volk hinwiesen und die ungarischen Sprachstudien des Autors vorliegenden Werkes, welche ihm bei Untersuchung vieler alter Völkernamen und geographischen Bezeichnungen Südtyrols, Italiens und selbst des alten Griechenlands, insbesondere der Peloponnes, eine finnisch-ugrische Urbevölkerung dieser Länder wahrscheinlich machten. Die alten Ligurer, Phäaken, Lapithen und Leleger hält aus diesen Gründen der Verfasser vorliegenden Werkes auch heute noch für finnisch-ugrische Stämme.

Indessen brachte ihn aber die intimere Beschäftigung mit der ungarischen Sprache immer mehr zur Ueberzeugung von deren unverkennbaren Verwandtschaft auch mit den indogermanischen Sprachen, welche in dem Werke „Die Sprachwissenschaft" des berühmten Forschers von der Gabelantz bestätigt wird. Und als sich der Autor vorliegenden Werkes, durch Professor Wilhelm Geiger in dessen Vorlesung über indogermanische Sprachwissenschaft darauf aufmerksam gemacht, Hirts Werk „Die Indogermanen" anschaffte, fand er darin in der anschließenden Besprechung der europäischen Völker, die nicht der indogermanischen Völkerfamilie angehören, einen Abschnitt über die Finnen, worin behauptet wird, daß jedermann, der sich mit dem Studium der finnischen Sprache befassen würde, ohne zu wissen, daß er es mit dem Idiom einer ural-altaischen Sprache zu tun habe, zu der Ansicht kommen müsse, daß die ihm vorliegende Sprache eine indogermanische sei. Da nun aber die finnisch-ugrischen Sprachen dennoch den tatarischen und türkischen der ural-altaischen Sprachgruppe am nächsten stehen, die wieder den Uebergang zu den mongolischen Sprachen vermitteln, so gelangte der Autor vorliegender Schrift zu der Ansicht, daß die indogermanische Völker- und Sprachenfamilie aus der uraltaltaischen hervorgegangen sei und wohl nicht, wie früher angenommen wurde, aus Hochasien, sondern aus Sibirien und Nordeuropa in ihrem späteren Wohnsitze eingewandert sei.

Nun erfreut sich ja allerdings die indogermanische Sprachwissenschaft an den europäischen Universitäten einer regen Pflege und auch dem vergleichenden Studium der finnisch-ugrischen Sprachen ist bereits seit längerer Zeit in Ungarn und Skandinavien große Aufmerksamkeit geschenkt worden. Weniger scheint dies aber bei den türkisch-tatarischen Sprachen der Fall gewesen zu sein, wenn man für diese nicht vielleicht auf der hierfür am meisten in Betracht kommenden russischen Universität Kasan zu Ergebnissen gelangt sein sollte, von denen das westliche Europa nur ungenügende oder gar keine Kenntnis hat, zumal hierfür die Kenntnis der im Westen Europa's noch so wenig gepflegten russischen Sprache erforderlich ist. Da nun für die vergleichende Sprachwissenschaft die altertümlichsten Idiome die wichtigsten sind, so kommt es bei den türkisch-tatarischen Sprachen auf das Studium des altertümlichsten, welches man von ihnen kennt, an, und dieses ist das Jakutische. Nach allem nun, was der Verfasser vorliegender Schrift in Erfahrung gebracht hat, scheint aber gerade diese Sprache bisher noch sehr wenig untersucht worden zu sein, was um so bedauerlicher ist, als die Jakuten wie die meisten anderen eingeborenen Völker Sibiriens im Aussterben begriffen sein sollen. Und doch dürfte wohl für die Lösung der Verwandtschaftsfrage der

drei genannten Sprachfamilien gerade eine Untersuchung der jakutischen Sprache von großer Wichtigkeit sein. Dann aber wird behauptet, daß die den mongolischen Idiomen zugezählte mandschurische Sprache, mit der sich einst Professor von der Gabelantz besonders viel beschäftigte, eine größere Anzahl indogermanischer Wortwurzeln enthielte, so daß also auch das Studium dieser Sprache, deren gesammelte Literaturschätze vor einigen Jahren durch die empfehlenswerte Antiquariatsbuchhandlung von Otto Harassowitz in Leipzig zum Verkauf ausgeboten wurden, eingehendere Berücksichtigung verdiente.

Nun führten aber den Autor vorliegenden Werkes solche Studien zu dem Gedanken, daß der Sprach- und Dialektbildung wohl selbst allgemeine Gesetze zu Grunde liegen müßten, wobei sich ihm durch das Studium der indogermanischen Sprachwissenschaft von selbst die in die Augen springende Aehnlichkeit der sogenannten „unregelmäßigen Formen" einer Sprache mit den „rudimentären Organen", die in Darwins Entwichlungslehre eine so große Rolle spielen, aufdrängte.

Dann erregte bei ihm die konventionelle Anerkennung des limosinischen Idioms als altprovenzalischer Schriftsprache durch die Trubadure, die des von Dante gesprochenen toskanischen als italienischen und des von Luther gebrauchten nordthüringischen als deutscher Schriftsprache seine Aufmerksamkeit, so daß sich für ihn hieraus ergab, daß jeder geltenden Schrift- und Kultursprache stets ein b e v o r z u g t e r Dialekt derselben zu Grunde liege, ohne solche Bevorzugung sich jedoch jede Sprache in eine Unmenge kleiner Dialekte auflösen müsse; dieses müsse aber zu denselben sprachlichen Zuständen führen, wie man sie bei den Ureinwohnern Australiens und bei anderen kulturlosen Stämmen treffe. Aus diesen Gründen ergaben sich für den Autor die stärksten Zweifel an einer gemeinsamen indogermanischen Grundsprache, an deren Stelle ihm die Annahme einer Unzahl von Dialekten, die gar nicht alle unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt einer einheitlichen Sprache beurteilt werden könnten, wahrscheinlicher erschien; viele dieser Dialekte mögen Zwischenstellungen unter den indogermanischen Sprachen oder zwischen diesen und den benachbarten Sprachgruppen eingenommen haben, aber infolge der erbitterten Kriege der alten Völker verschwunden sein. Das Fehlen solcher Zwischenglieder dürfte dann die schärfere und schroffere Abgrenzung der einzelnen Sprachen gegen einander ebenso veranlaßt haben, wie in der darwinistischen Entwicklungslehre die analoge Erscheinung die der Tier- und Pflanzenarten.

Der Autor trug sich selbst mit eingehenderen Studien über diese hier mitgeteilten Ideen, wurde jedoch durch die ungeheuere Masse des sich für die Untersuchung anbietenden Materials, dessen Bewältigung wohl nicht nur jüngere Kräfte erfordert, sondern auch die vieler tüchtiger Gelehrter übersteigen dürfte, davon abgeschreckt. Sind doch gegen eine solche Untersuchung der Sprachen sehr ähnliche Bedenken geltend zu machen, wie sie in Rousseau's „Emil" der savoyische Vikar gegen eine entsprechende Untersuchung der Religionen erhebt. Nichtsdestoweniger könnte aber auch hier durch die Arbeiten des Parakletasyls viel geleistet werden.

Ein solcher Entwicklungsgang der Sprachen läßt sich nun auch als „ein Kampf ums Dasein" unter den Sprachen betrachten. Ebenso vertritt aber auch der Verfasser vorliegender Schrift die Ansicht, daß unter den verschiedenen religiösen Dogmen ein ähnlicher „Kampf ums Dasein" stattfindet, bei welcher diejenigen als Sieger hervorgehen müßten, welche den meisten Wahr-

heitsgehalt und den höchsten sittlichen Wert besäßen. Er spricht hier absichtlich von Dogmen und nicht von „Religionen", da sich gerade mit den Hauptreligionen wegen ihrer fortwährenden Veränderlichkeit und proteusgleichen Umwandlungs- und Umdeutungsfähigkeit in dieser Beziehung nicht viel anfangen läßt.

Diese Idee wiese also auch auf eine gründliche vergleichende Untersuchung der dogmatischen und apologetischen Schriften der verschiedensten Religionssysteme hin.

Damit wäre also die naturwissenschaftliche Aufgabe, die Darwin in seinen Werken zu lösen gesucht hatte, in eine metaphysische verwandelt.

Schon früher war der Autor vorliegenden Werkes zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch die Völkergeschichte ganz bestimmten Gesetzen unterworfen sei, welche in gewisser Hinsicht den für die Entwicklung der Organismen der Natur geltenden Gesetzen entsprächen, Gesetzen, deren Erkenntnis auch den Nationen, die dazu gelangten, zur Sicherung ihrer Zukunft dienlich sein könnten.

Die erste Anregung zu solchem Gedankengange hatte ihm die ja schon längst anerkannte Erscheinung einer Wanderung der Kultur von Osten nach Westen gegeben. Schon im Jahre 1897 war er nun zur Ueberzeugung gelangt, daß sich, dieser entgegengesetzt, auch ein revolutionärer Zug von Westen nach Osten bemerkbar mache. Als Etappen desselben sah der Autor vorliegenden Werkes die Zeiten um 750 nach Christus wegen der fränkischen Umwälzung, um 900 wegen des Normannensturms, 1050 wegen der seldschukischen Vorgänge, um 1200 wegen des Emporkommens der Ghasnawiden und der Sklavenkönige in Indien, um 1350 wegen des Mongolensturms, um 1500 wegen der amerikanischen Umwälzung, um 1650 wegen der englischen und um 1800 wegen der französischen Revolution an, was hundertfünfzigjährige Abschnitte ergibt. Demnach gewann der geschichtliche Prozeß bei diesem Gedankengang des Autors eine große Aehnlichkeit mit dem Wachstum eines Jahresringe ansetzenden Baumes.

Zu weiterem Nachdenken wurde der Autor vorliegenden Werkes durch Plato's Schrift „Ueber den Staat" angeregt; mit derselben war er zuerst durch eine deutsche Uebersetzung davon bekannt geworden, als er im Jahre 1888 einige Zeit in Otto Weskamps Apotheke zu Cordoba in Argentinien gewohnt hatte; diese Uebersetzung gehörte dem aus Santos in Brasilien gehörigen Provisor Meyer, der um jene Zeit starb. Doch erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland fand der Autor vorliegenden Werkes Zeit, sich mit Plato's „Staat" eingehender zu beschäftigen.

Was ihn davon ganz besonders anzog, das war die Schilderung der vier staatlichen Formen und der Uebergänge derselben in einander. Diese vier Formen in Plato's „Staat" sind: die Aristokratie, worunter Plato eine Regierung der durch Weisheit und Tugend ausgezeichnetsten Männer versteht, die Timokratie oder Herrschaft der Krieger, bei welchem Mut und Ehrgeiz die hervorstechendsten Züge sind, dann die der heutigen Plutokratie entsprechende Oligarchie oder die Herrschaft der Kaufleute, die ebensowohl durch Freude am Erwerb als auch durch Gewinnsucht gekennzeichnet wird, und schließlich die Demokratie oder die Herrschaft des Arbeiterstandes, bei der auch die in der Oligarchie noch so verbreitete Pflege von Kunst und Wissenschaft zurücktritt, um bloßer Emsigkeit und körperlicher Geschicklichkeit Platz zu machen. Die Demokratie geht dann schließlich in die Ochlokratie oder Pöbelherrschaft über; durch diese wird dann der Untergang des Staates herbeigeführt, da diese letztere Herrschaft mit Anarchie gleichbedeutend ist.

Mit Recht verweist Deussen in seiner „Geschichte der griechischen Philosophie" bezüglich dieser Regierungsformen und die durch dieselben gebietenden Stände auf die indische Kasteneinteilung. Der Autor vorliegenden Werkes gelangte aber zu der Ueberzeugung, daß in der geschilderten Darstellung Plato's auch zugleich ein Licht auf den geschichtlichen Entwicklungsprozeß überhaupt geworfen werde.

Der Autor ist nämlich der Ansicht, daß das alte römische und griechische Königtum bei der großen Bedeutung des Orakel- und Seherwesens in jenem frühen Zeitalter ein Priesterkönigtum war, wobei die Priester den „Archonten" in dem ja auch durch einen Monarchen regierten aristokratischen Staate Plato's entsprachen; durch Lykurgs Verfassung kam in Sparta und durch die Perserkriege im übrigen Hellas allgemein die „Timokratie" des Kriegerstandes an die Spitze, während derselbe in Rom seit der Vertreibung der Könige bis zu den punischen Kriegen den Vorrang besaß. Das perikleische Zeitalter repräsentiert für Athen eine glänzende an die florentinische Mediceherrschaft gemahnende Oligarchie, während sie in Sparta nach dem Peloponnesischen Krieg durch Lysander und Gylippus die Habsucht einnistete und auch diesen Staat ein oligarchisches Gepräge verlieh, wie es besonders in Plutarchs Lebensbeschreibung des Agis und Kleomenes hervortritt; die Träger der oligarchischen Regierungsgewalt waren dort die Epharen. In Rom wird diese Herrschaft nach den punischen Kriegen durch die Optimaten dargestellt und erregt Jugurtha's bekannten Ausruf von der feilen Stadt, die bald untergehen würde, wenn sich nur ein Käufer fände. An Demokratie im Sinne Plato's erinnert ferner in Athen Kleon der Gerber, während dieselbe in der alten römischen Republik nach den Proskriptionen durch die Kaiser aufkam, indem diese durch die unteren Volksschichten emporgehoben wurden; auch erhielten sie sich hauptsächlich als Vertreter derselben, sofern sie Brot und Spiele gewährten, auch oft sehr blutige Spiele, die Nero, dieser Liebling des niederen Volkes, durch seine bekannten „lebendigen Fackeln" erleuchten ließ. Aber auch diese Herrschaft wurde durch die aus noch größerer Tiefe emporsteigenden Sklaven und Bettler, welche durch das Christentum geeinigt wurden, beseitigt, bis das Reich schließlich den „Barbaren" anheimfiel.

Doch auch im Mittelalter sieht man diesen nach den Ständen erfolgenden Wechsel der Regierungsformen wiederholt und hier durch Wissenschaft und Kunst, besonders aber durch die Literatur charakterisiert, wobei die Herrschaft des Priesterstandes durch die geistliche Dichtung, die der Krieger durch ritterlich-höfische Poesie mit ihrem Minnesang, die der städtischen Patrizier durch die Spielmannsdichtung und die des Handwerkerstandes durch den Meistersang dargestellt wird, bis die alte Zeit durch den Aufstand und die kurze Herrschaft der leibeigenen Bauern ihr Ende findet.

Doch folgt dann im Reformationszeitalter bis zum dreißigjährigen Krieg eine neue priesterliche Hegemonie, dann im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus durch die Soldatenkönige, die Soldatenspielerei und die frondierenden „Cavaliere" eine neue Vorherrschaft des Kriegerstandes, worauf sich nach der großen französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Oligarchie entwickelt, die sich ebenso wie die perikleische, die römische und die meliceische durch ihre Liebe für Kunst und Wissenschaft auszeichnet, und fast hat es den Anschein, als ob durch den technischen Fortschritt und die Arbeiterorganisationen auch einer neuen Demokratie im Sinne Plato's die Wege geebnet würden. Doch scheint parallel mit dieser europäi-

schen auch eine analoge in Ostasien und selbst im alten Anahuac stattgefunden zu haben; deshalb wäre zur Aufklärung dieses Problems eine vergleichende Geschichtsforschung höchst erwünscht, so daß es auch in dieser Beziehung genug Arbeit für das Parakletasyl geben könnte.

Bei diesen Grübeleien kam aber auch der Autor vorliegenden Werkes zu der Ueberzeugung, daß sich die vier Fakultäten ergänzen müßten, und daß der philosophische Systembau ohne naturwissenschaftlichen Untergrund der Aufführung von Luftschlössern gliche, während die Naturwissenschaft durch blinde Feindschaft gegen Philosophie zu einem bloß handwerksmäßigen Betrieb herabsinken müsse. Aber auch dem Gemüt dürfe durch Pflege der Religion sein gutes Recht auf ein geregeltes Verhältnis zum Uebersinnlichen, wie es die Theologie erstrebe, nicht vorenthalten werden, während durch die Rechtswissenschaft das Pflichtgefühl der Menschen in ihren Beziehungen unter einander gestärkt werden sollte.

Diese verschiedenen Ansichten flossen mit anderen in eine einzige Weltanschauung zusammen, welche der Autor vorliegenden Werkes im Jahre 1909 in einem starken Manuskripte niederlegte; dasselbe ließ er der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen überreichen.

Eine große Ueberraschung hatte der Autor schon im Herbst des vorhergehenden Jahres 1908 erlebt, als er von einer längeren Reise zurückgekehrt war und einen Brief vorgefunden hatte, worin ihm die Gründung des „theosophischen Klosters" Espero bei der nicht weit von Locarno im Kanton Tessin gelegenen Dorfe Ascona von dem „Prior" Hermann Schütz-Suppiger mitgeteilt wurde. Diesem stattete er im Sommer 1909 einen Besuch ab. Doch war dieses „theosophische Kloster" inzwischen wieder zu der einfachen Villa Schütz-Suppigers geworden, da die Herren Theosophen das „Kloster" keineswegs als Arbeitsstätte, sondern nur als Erholungsheim benutzt hatten, wo ihre ganze sogenannte „Arbeit" in „Meditation" oder einem beschaulichen müßigen Leben bestanden zu haben scheint; indessen erwarteten sie von ihrem „Prior", daß sich derselbe für sie aufopfere. Dies hatte schließlich zur Folge, daß der „Prior" die faulen Drohnen aus der Anstalt hinauswarf, sich selbst von der „Theosophischen Gesellschaft" lossagte und dem Freimaurerbunde näher trat. Er ist jetzt Redakteur des „Tessiner", der einzigen deutschen Zeitung jenes Kantons und wurde schon oft wegen seines mannhaften Eintretens für seine Ueberzeugungen gerühmt. — Auch in dem nahe gelegenen von „Naturmenschen" bewohnten Sanatorium Monte Verita, das sich der Autor damals auch ansah, konnten die „Theosophen" wegen ihrer Neigung zur „Meditation" keinen langen Aufenthalt finden.

Da es nun der Autor für nötig erachtete, der auf den Lehren der Blavatsky aufgebauten sogenannten „theosophischen Weltanschauung" seine eigene Weltanschauung entgegenzusetzen und zu zeigen, was er einst unter dieser „Theosophie" gemäß dem Programm der „Theosophischen Gesellschaft" verstanden habe, so ließ er im Herbst des Jahres 1908 seine Dichtung „Die Schöpfung", worin er seine eigene Ansicht darüber als einen Versöhnungsversuch zwischen Religion, Philosophie und Naturwissenschaft niedergelegt hatte, drucken, jedoch vorerst nur handschriftlich. Als er jedoch einsah, daß durch einen bloß handschriftlichen Druck wenig erreicht werden würde, so suchte er im Jahre 1909 einen Verleger, durch den die Dichtung nun der Oeffentlichkeit übermittelt wurde. Ein Exemplar dieses Werkes übergab er im Sommer 1909 der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in

Erlangen als Geschenk, worauf ihm einer der Brüder dieser Loge sagte, das Buch zeuge von einem ganz freimaurerischen Geist.

Seinen Plan eines Asyls hatte aber der Autor inzwischen keineswegs aufgegeben. Vielmehr kam er, nachdem er, wie erzählt, im März 1908 mit der „Theosophischen Gesellschaft" gebrochen hatte, zu der Ueberzeugung, daß derselbe wohl nur durch den Bund der Freimaurer verwirklicht werden könne, und entschloß sich endlich im November 1909 ihn in einem längeren Schreiben der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen mitteilen zu lassen, worauf man ihm berichtete, daß Dr. Will als Meister vom Stuhl die Vorschläge für das Asyl praktisch und ausführbar hielte und gesagt habe, die Loge würde sich des Planes annehmen.

Nur an der Bezeichnung „Freikloster" nahm derselbe für diese Einrichtung, bei welcher ja doch von einer mit dem Begriff eines Klosters verbundenen „Klausur" keine Rede sein könne, Anstand, worauf sich der Autor vorliegenden Werkes entschloß, sein Asyl nach dem bekannten „Paraklet" des als Schöpfer der neuzeitlichen Moralphilosophie bekannten, französischen Scholastikers Petrus Abälard ebenfalls „Paraklet" zu nennen. Ueber das alte Paraklet des Petrus Abälard berichtete dieser selbst in jenem langen Briefe, welcher seinen Briefwechsel mit seiner ehemaligen Schülerin Heloïse einleitet und zugleich einen ganzen Lebensbericht des Mannes, der zu seiner Zeit von der Kirche schwere Verfolgungen zu erdulden hatte, enthält. Genannter Briefwechsel zwischen Abälard und Heloïse ist in deutscher Uebersetzung auch in Reclams Universalbibliothek erschienen. Abälards lateinische Werke wurden um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von Victor Cousin in Paris neu herausgegeben. Da es dem Verfasser vorliegenden Buches gelang, noch Etmeplare der beiden Bände derselben antiquarisch erhalten zu können, so kaufte er auch diese für seine Parakletbibliothek an. Da ihm nicht bekannt ist, daß eine deutsche Uebersetzung von Abälards Werken bereits vorhanden ist, so wäre es ihm nicht unerwünscht, wenn eine solche später einmal im Asyl von einem tüchtigen Lateiner versucht würde.

Für den Autor vorliegenden Werkes aber war die nächste Folge seiner Bemühungen, die Freimaurer für sein geplantes Asyl zu gewinnen seine Aufnahme in die Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen, die im März des Jahres 1910 erfolgte.

Da er jedoch befürchtete, daß die Parakletangelegenheit allzusehr in den Hintergrund treten und vielleicht gar in Vergessenheit geraten könne, begründete er für das geplante Asyl durch ein am 26. März 1912 abgefaßtes Schreiben an die Loge die für das Asyl bestimmte Parakletbibiliothek. Diese Schenkung wurde am 16. April darauf angenommen, worauf am folgenden Tage mit dem Werke „Sonnige Welten" von Bernhard Selenka, früheren Professor der Zoologie an der Universität Erlangen und Mitglied der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern", das erste Buch dieser nun sehr umfangreichen Bibliothek übergeben wurde. In der Urkunde, durch welche der Autor diese Parakletbibliothek der Loge zur Aufbewahrung überlieferte, bestimmte er, daß die Loge erst dann in dem Besitz dieser Bücher kommen dürfe, wenn dreißig Jahre nach seinem Tode das Asyl noch nicht zu Stande gekommen sein würde.

Um die Sache noch mehr zu beschleunigen, schrieb er ferner am 17. Juni 1912 den ersten Entwurf der Parakletstatuten, der freilich damals nur zwölf Paragraphen umfaßte; auch waren viele derselben erheblich kürzer wie in der späteren Fassung.

Diesen Entwurf schickte er an Dr. Will, teilte ihn aber auch in einer Abschrift einige Zeit später seinem in Britisch-Columbia, teils in Vancaiver und teils in Ashcroft lebenden Vetter Karl Ludloff mit, von dem er ein lebhaftes Interesse für sein geplantes Asyl erwartete. Er sollte sich darin auch nicht getäuscht sehen. Ja, Karl Ludloffs Vorschläge erwiesen sich für das Asyl von solcher Bedeutung, daß der Autor vorliegenden Werkes es für nötig hält, über ihn einige Mitteilungen folgen zu lassen.

Karl Ludloff wurde am 18. November 1842 in Sondershausen geboren, wo sein Vater, ein älterer Bruder vom Vater des Autors, dieser Zeilen wegen seiner ausgezeichneten pädagogischen Kenntnisse, welche er sich während seines Theologiestudiums erworben hatte, Erzieher des Erbprinzen, des vor einigen Jahren verstorbenen späteren Fürsten Günther II. von Schwarzburg-Sondershausen war, bis er er nach den Sturmjahren von 1848 und 1849 wegen seiner sehr freisinnigen Geistesrichtung infolge der durch Preußen dem Fürstentum aufgenötigten Reaktion in Ungnade fiel und bis zu seinem im Jahre 1879 erfolgten Tode zu Schernberg bei Sondershausen als Landpfarrer lebte. Dort besuchte ihn der Autor noch im Jahre 1868.

Die Lektüre von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben" bestimmte ihn, seinem Sohn Karl dem Kaufmannsberufe zuzuführen, zu welchem letzterer jedoch weder Neigung noch besondere Anlage hatte, weshalb er denselben mit der Landwirtschaft vertauschte. Später hatte dieser eine Aufseherstelle im böhmischen Kohlenbergwerkbetriebe und war zugleich insgeheim mit der Ueberwachung einer Grube betraut. Hier erwarb er sich nun durch vorzügliche Beobachtungsgabe, scharfsinniges Urteil und fleißiges Studium die Kenntnisse, die ihn befähigten, später selbst als Prospektor auftreten zu können. Zugleich erwarb er sich durch die zahlreichen sachlichen Berichte, welche er einzuliefern hatte, eine große Schreibgewandtheit, die ihm später im journalistischen Berufe zu Gute kommen sollte. Zugleich aber überzeugte er sich damals, daß im böhmischen Bergwerksbetriebe teilweise ein arger Schlendrian, ja hier und da geradezu skandalöse Zustände herrschten, welche er in einer Broschüre an die Oeffentlichkeit brachte. Die in Folge derselben eingeleitete Untersuchung ergab die vollständige und unwiderlegliche Richtigkeit der in der Broschüre gemachten Mitteilungen. Doch zog sich Karl Ludloff hierdurch viele Feinde zu, weshalb er vorzog, im Jahre 1878 nach den Vereinigten Staaten von Amerika auszuwandern, wo er schon früher geschäftlich einmal zu tun gehabt hatte.

Durch einen Freund ließ er sich dort dazu bewegen, an einer Erforschung der Wildnisse im Norden des Staates Wisconsin für Besiedelungszwecke teilzunehmen, war sodann in Milwaukee bei der Presse beschäftigt, untersuchte den Norden der Staaten Wisconsin und Michigan auf seinen Reichtum an Kupfererzen und bewirtschaftete in Wisconsin auch eine Zeitlang eine Farm bei Medford, wo er sich unter anderem auch viel mit Bienenzucht befaßte. Hierauf reiste er nach Los Angeles in Südkalifornien, untersuchte im Auftrage einer dortigen Bank die Gegend zwischen dem Tularesee und dem Tale von San Joaquin auf das Vorkommen von Kohle und besaß dann in San Francisco eine Buchhandlung. Von dort begab er sich etwa im Jahre 1890 nach dem Staate Washington, forschte hier nach Kupfererz und redigierte in der Stadt Tacoma am Pugetsund die größere politische Zeitung „Die Wacht am Sunde" nebst einem kleinen landwirtschaftlichen Blatte. Ebenso durchforschte er, nicht ohne Glück, in Britisch-Columbia, die Gegend am Fraserfluß nach Gold und anderen Metallen. Angewidert jedoch von der Dollar-

jagd, wie er sie besonders in den Vereinigten Staaten gefunden hatte, wanderte er im Jahre 1899 nach Mexiko aus, wo es ihm unter dem Schutze des Präsidenten Porfirio Diaz gelang, zu Irapuato im Staate Guanajunto eine Bienenzucht im großen Maßstabe zu gründen und damit die Bienenzucht in Mexiko erst eigentlich zu verbreiten, wobei ihm der von ihm erfundene Bienenkasten Simplex einen großen Gewinn abwarf. Als jedoch im Jahre 1911 der Präsident Porfirio Diaz gestürzt wurde, hatte auch Karl Ludloffs Glück ein Ende, so daß er seine Bienenzucht aufgeben mußte und fast sein ganzes Vermögen verlor. Da er auch für sein Leben fürchten mußte, rettete er sich im Jahre 1912 nach Vancouver in Britisch-Columbia, von wo er sich nach dem Innern des Landes begeben wollte, um als siebzigjähriger Mann von Neuem in der Wildnis nach Erzen zu suchen. Nachdem er schon die Reise angetreten hatte, überzeugte ihn bei der Station Ashcroft ein Blick aus dem Eisenbahnwagen, daß er sich in einer an Kohlen außerordentlich reichen Gegend befinden müsse. Er stieg sofort aus, machte die Einwohner des Städtchens auf diese Bodenschätze aufmerksam, obgleich ihm dieselben anfänglich nicht glauben wollten, erwies durch seine Untersuchungen die Richtigkeit seiner Behauptung, veröffentlichte darüber in der Zeitung einen längeren Artikel und betrieb die Begründung eines Consortiums zur Ausbeutung der Kohlengruben. Doch zog sich in Folge der übertriebenen Landspekulation und des bald darauf herrschenden Geldmangels die Sache bis heute hin. Inzwischen lebte Karl Ludloff meist in Vancouver, wo er sich wieder mit der Herstellung seines Bienenkastens Simplex befaßt hat.

Der Autor vorliegenden Werkes war nun zuerst auf ihn während eines Besuches in Milwaukee im September 1887 dadurch aufmerksam geworden, daß er dort im Hotel Romeis in der deutschen Zeitung „Der Seebote" einen von Karl Ludloff über Südkalifornien verfaßten Artikel gefunden hatte, der von Los Angeles aus eingesandt worden war. Dann las er in Südamerika in der damals dort sehr verbreiteten deutschen Zeitschrift „Das Echo" unter den Adressen, wo dieselben bezogen werden können, auch Karl Ludloffs Buchhandlung an der Austinstraße in San Francisco angegeben. Dies veranlaßte ihn, um über Karl Ludloff Näheres erfahren zu können, von Salta in Argentinia aus an ihn nach San Francisco eine Weltpostkarte zu schicken, welche von Karl Ludloff von Tacoma aus, wohin derselbe inzwischen verzogen war im Jahre 1890 in einem längeren Briefe, dem noch eine Anzahl Zeitungen folgten, beantwortet wurde. Doch erlitt der sich daran anknüpfende Briefwechsel bald eine lange Unterbrechung. Endlich erfuhr der Autor vorliegenden Werkes, daß sich Karl Ludloff zu Irapuato in Mexiko befinde und schickte ihm, nachdem seine „Schöpfung" veröffentlicht worden war, ein Exemplar dieser Dichtung zu, womit der Briefwechsel von Neuem angeknüpft wurde.

Wie gesagt erweckte also der Plan des Parakletasyls, nachdem der Autor vorliegenden Werkes seinen Statutenentwurf für dasselbe seinem Vetter Karl Ludloff mitgeteilt hatte, das lebhafteste Interesse des letzteren und bewog ihn, darüber in einem Briefe vom 14. Juli 1912 Folgendes zu schreiben:

„Das ist ein vortrefflicher Plan . . . . ., und ich wünsche nur, daß er dir bald gelingen werde. — Die Zeit dafür ist reif. Aber du darfst die Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Der wunde Punkt bei allen solchen Unternehmungen liegt in der praktischen zwanglosen Beherrschung der Leute, welche das Asyl zeitweilig oder für immer benützen. Unter ihnen befinden

sich stets eine sehr große Anzahl von Menschen, welche nur scheinbar anständig sind und das Gebotene nicht zu benützen verstehen. Unter der Maske der Höflichkeit verbergen sie ihre Selbstüberhebung und Selbstsucht. Es ist unmöglich, sie vorher kennen zu lernen. Einmal im Asyl, ist es sehr schwer, sie wieder los zu werden, und, falls solches gelingt, werden sie erbitterte Widersacher der Schöpfung. Also liegt der schwierigste Teil deiner Schöpfung in der Feststellung der Hausordnung und der gerechten Handhabung dieser . . . . . Ferner ist eine andere Schwierigkeit darin zu sehen, wo die Grenze gezogen werden soll zwischen erlaubten und unerlaubten Studien und diesbezügliche Veröffentlichungen. Das ist das Gebiet der persönlichen Ansichten. Die Einführung einer Art Zensur würde den Todeskeim in die Schöpfung tragen. Und doch ist eine solche nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig."

„Auch ich bin fest überzeugt davon, daß die ganze zivilisierte Welt noch in diesem Jahrhunderte von Kriegsstürmen und politischen Umwälzungen heimgesucht werden wird . . . . . Deshalb ist dein Plan vortrefflich, und nehmen die deutschen Freimaurer die Verwirklichung deiner Idee in die Hand, so beweisen sie, daß ihr Streben alle Unterstützung verdient, und daß sie mehr sind, als sie in der Meinung des Volkes gelten. Denn solche Taten sollten das eigentliche Feld der Freimaurerei sein, nicht ein ödes Vereinsleben, welches nicht weiter geht als die enge Umfassung der Loge."

In Folge dieses Briefes entwarf denn auch der Verfasser vorliegenden Werkes eine Anzahl Vorschläge für die Hausordnung des geplanten Asyls am 7. August 1912.

Ferner schrieb Karl Ludloff am 31. Dezember 1912 aus Vancouver an den Verfasser vorliegender Schrift:

„Nach meinen Lebenserfahrungen in beiden Weltteilen gibt es heutzutage nur noch eine Menschenklasse, die für das allgemeine Wohl zu haben ist. Das sind die Juden. Für gemeinnützige Zwecke, besonders für solche, welche die freisinnigen Bestrebungen fördern, sind sie stets zu haben und zwar mit bedeutenden Mitteln neben ihrer Arbeit und ihren sehr weit gehenden Einflüssen. — Ich weiß nun freilich deine Ansicht über die Juden nicht. Aber dessen bin ich sicher: wenn du deine Sache einem oder zwei reichen Juden vorlegst und im Stande bist, sie von der Lebensfähigkeit deiner Pläne zu überzeugen, daß du in absehbarer Zeit sehr leicht zum Ziele gelangen kannst. Allerdings darfst du nicht außer Acht lassen, daß, wenn du so tust, du jüdischen Einfluß für alle Zeiten in dein Unternehmen bringen wirst. Das ist für Viele ein unangenehmer Gedanke, jedoch nicht für mich. Denn ich habe in den Nöten des Lebens die bereitwillige Hülfe der Juden selbst erfahren und schätze den Juden nicht minder hoch als alle anderen Gläubigen."

Und in einem an den Verfasser vorliegenden Werkes gerichteten Brief vom 6. Januar 1913 äußert sich Karl Ludloff:

„Deine Parakletsache interessiert mich ungemein, und ich teile vollständig deine Ansichten. Asyle dieser Art sind eine unabweisbare Notwendigkeit geworden. Sie waren es eigentlich immer: Nicht allein für Gelehrte, sondern auch für anderes ernsthaft denkendes Volk, das sich im Kampfe um's Dasein die Flügel verbrannte oder seine Glieder verstümmelte. Dieser Kampf, der sich jetzt vor unseren Augen in der Gesamtheit der Menschen selbst blutlos abspielt, ist viel härter, schlimmer, in seinen Folgen entsetzlicher, als das rohe Handgemenge der alten Zeit. Daß die jetzigen Klöster ihren Zweck nicht

mehr erfüllen, ist allgemein bekannt. Als Brutstätten des obsoleten Christentums sind sie nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich. Eine Ausnahme machen nur die Benediktinerklöster, welche noch halbwegs annehmbar sind. Ich lernte im Westen der Vereinigten Staaten Benediktinermönche als Missionäre sehr genau kennen und war überrascht durch ihre wissenschaftliche Bildung und Urbanität des Geistes. Solche Leute muß man hochschätzen. Sie selbst verachten das dogmatische despotische Treiben der Kirche. — Die Altenheime der Vereinigten Staaten sind, so viel ich weiß, hauptsächlich der Agitation der reichen und einflußreichen Juden zu verdanken. Es gibt unter den reichen und gebildeten Juden sehr viele Freimaurer schottischer Grade. Wenn es dir gelingt, ein paar solcher Leute für deine Zwecke anzuspornen, so wirst du staunen, wie schnell deine Parakletsache sich verwirklichen wird. Allerdings weiß ich nicht, wie du über die Juden denkst. Ich für mein Teil habe unter den Juden viele der besten und edelsten Menschen gefunden, aber auch das Gegenteil davon. Ein Unternehmen wie das deinige soll eigentlich international und interkonfessionell sein. Nicht wahr?"

Was diese Aeußerungen anbelangt, so teilt der Verfasser vorliegenden Werkes Karl Ludloffs Urteil über die Juden voll und ganz; denn Lessings Lehren, wie sie dieser besonders im „Nathan" niedergelegt, sind bei ihm keineswegs auf unfruchtbaren Boden gefallen; auch bezeugen die ihm bekannten Werke Moses Mendelssohns, Max Nordau's, Berthold Auerbachs u. s. w., die großen Kolonien des Barons Hirsch in Argentinien, mit denen er ebenfalls bekannt wurde, das Berolzheimerianum und Nathanheim in Fürth u. s. w., daß es unter den Juden eine Menge Männer gibt, auf welche jede Nation mit Recht stolz sein darf. Sollten sich solche des Asyls annehmen, so werden sie mit offenen Armen empfangen werden.

Ferner schrieb Karl Ludloff dem Verfasser vorliegenden Werkes am 22. Juli 1913 Folgendes:

„Das sind recht erfreuliche Nachrichten! So hast du doch die Sache in Schwung gebracht. Meine besten Glückwünsche! Deine Nachrichten über den Bücherankauf belehren mich, daß es sich dabei um recht kostspielige Erwerbungen handelt. Wenn deine Bücherei solche Sachen enthält, wie ich voraussetze, so muß sie allerdings einen bedeutenden Wert haben, besonders für ein Unternehmen, wie du es vorhast. Du wirst dir durch die Ausführung deines Planes ein unvergängliches Denkmal setzen. Die Deutschen müssen dir dafür dankbar sein."

„Nun erlaube mir, daß ich dir noch einen Rat gebe, der auf meinen eigenen Erfahrungen beruht! Du solltest unter dem Namen „„P a r a k l e t"" — mit einer kurzen, deutschen Bezeichnung darunter in Klammern — ein kleines Monatsblatt gründen, als Bestandteil deiner Schöpfung, den hauptsächlichsten Inhalt derselben selbst schreiben und herausgeben. Wenn du dazu eine Anzahl Anzeigen von Buchhandlungen, Lehrinstituten, Hotels und Gesinnungsgenossen aus der Geschäftswelt kriegst, was gar nicht schwierig ist, so kannst du mit dieser Einnahme und den Subskriptionsgeldern die Kosten desselben leicht decken, vielleicht sogar noch einen kleinen Ueberschuß erzielen. Ein solches Blatt würde zum Mittelpunkt für alle diesbezüglichen Bestrebungen werden und, wenn auf einer weiten Basis redigiert, bald nicht unbeträchtlichen Einfluß erlangen, der dann deiner Sache zu Gute kommen wird. Denn das gedruckte Wort, wenn immer wiederholt, hat einen magischen Einfluß auf fast alle Menschen: Hundertmal mehr als das geschriebene.

Nichts hilft mehr als eine regelmäßig erscheinende Zeitung, wenn man für eine Sache Propaganda machen will."

„Nur solltest du nicht in den Fehler verfallen, den die meisten Leute bei dieser Gelegenheit begehen, das Blatt zu groß anzufangen. Solche bilden sich ein, sie müßten Alles auf einmal und so bald als möglich sagen. Das ist durchaus unrichtig. Du hast eine Menge Zeit vor dir, die dir erlaubt, alles das auszusprechen, was du sagen willst und kannst. Die Leser müssen warten, und sie warten auch. Nicht größer als die „„Abeja"" war. Das Blatt wird mit der Zeit schon von selbst größer. So ein Blättchen dringt in alle Winkel und Ecken und findet nach und nach alle, die sich für deine Pläne interessieren. — Es wird dir auch viele Briefschreibereien und Portoauslagen ersparen. Denn du kannst dann die meisten Anfragen wholesale beantworten. Es erspart auch unnütze Anfragen und hält die Unwillkommenen ab. Die Kosten eines solchen Blattes sind geringfügig im Vergleiche mit den zu erzielenden Vorteilen. Im Anfange mußt du freilich beträchtliche Mengen kostenfrei unter die Leute bringen."

Auch der Verfasser vorliegenden Werkes ist der Ueberzeugung, daß ein solches Blättchen für die Ausführung seines Unternehmens höchst vorteilhaft und wünschenswert wäre, hält sich aber selbst für die Begründung eines solchen für durchaus ungeeignet. Auch müßte er dann wohl alle seine Studien aufgeben, was doch auch nicht angängig ist. Und zudem bezweifelt er stark, ob ihm so viel Zeit zur Verfügung stehen würde, wie der Verfasser meint, auch wenn er dies täte. Jedenfalls verdient aber die Anregung Karl Ludloffs sehr berücksichtigt zu werden.

Als der Verfasser vorliegender Schrift seine Dichtung „Die Schöpfung" im Jahre 1909 und im folgenden Jahre auch, anläßlich der argentinischen Zentenarfeier, sein dreibändiges Werk „Argentinische Dichtungen" veröffentlichte, geschah dies mit dem Vorsatz, aus dem dafür eingenommenen Honorar und anderen Geldbeiträgen einen Fond für sein geplantes Parakletasyl zu bilden. Nachdem nun im April 1912 sein Verleger den Konkurs angesagt hatte, kaufte der Verfasser am 28. September genannten Jahres den Restbestand dieser Werke auf, womit er auch alle Verlagsrechte erwarb und übertrug sodann durch ein am 3. Oktober jenes Jahres abgefaßtes Schreiben sowohl diesen Restbestand, der an Theodor Krische's Universitätsbuchhandlung in Erlangen in Kommission gegeben wurde, als auch die erworbenen Verlagsrechte mit seinen Verfasserrechten an die Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" in Erlangen unter der Bedingung, daß der durch den Verkauf der Bücher erzielte pekuniäre Gewinn mit dem Parakletfond vereinigt werden sollte, und dem Vorbehalt, daß der Verfasser aus diesem Restbestand für sich so viele Exemplare seiner Werke entnehmen könne, als es ihm beliebe. Diese Abtretung ist gültig auch für alle künftigen Auflagen. Auch das Honorar, das der Autor aus dem Verkauf seiner Werke bereits erhalten hatte, sowie alle Ansprüche auf das, welches er noch zu beanspruchen hatte, trat der Autor in der Folge an die Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" für den Parakletfond ab.

Hierauf schickte der Verfasser vorliegenden Buches eine große Anzahl dieser Werke an andere Freimaurerlogen als Geschenke, wobei er sie durch Begleitbriefe über das geplante Parakletasyl in Kenntnis setzte. Da kamen am 2. November 1912 als erste Einzahlung für den nun begründeten Parakletfond zehn Mark von der Freimaurerloge „Friedrich zur Gerechtigkeit" von Berlin an, denen der Verfasser am gleichen Tage noch fünfzig Mark

und später noch einige kleinere Beiträge aus seinem eigenen Vermögen hinzufügte.

Später erhielt der Verfasser am 8. Februar 1913 einen am 27. Januar desselben Jahres geschriebenen Brief der Freimaurerloge „Lessing" von Chicago mit einer Zuweisung von 52 Mark 50 Pfennig für den Parakletfond.

Dieser Brief enthielt unter anderen folgende Stelle: „Die von Ihnen geplanten Institute zur Aufnahme befahrter Freimaurer halten wir ebenfalls für lobenswert; nur sollte eigentlich kein Unterschied bestehen in der Aufnahme solcher Brüder; denn die Freimaurer können nicht alle ausschließlich wissenschaftlich gebildet sein, so lange dieselben nur treue, brave und ehrenhafte Männer sind und als solche handeln und wandeln."

In ihrem Beginne enthält diese Briefstelle ein Mißverständnis, da in dem Asyl ja nur die „Väter" oder „die Alten" Freimaurer sein sollen, die dann das Asyl auch als Altersheim benutzen können; damit ist aber nicht gesagt, daß das Parakletasyl selbst schon ein Altersheim, worunter ja doch ein Ort zum Ausruhen verstanden wird, bildet; sondern es soll vorzüglich eine Arbeitsstätte sein.

Was nun das geäußerte Bedenken betrifft, daß das Asyl nur für wissenschaftlich gebildete Personen eingerichtet sein solle, so wies der Autor vorliegenden Buches auf die bedeutenden Kosten hin, welche die Errichtung eines Asyls erfordern würde, welches für alle Stände eingerichtet wäre: zudem sind ja auch, wie früher auseinandergesetzt wurde, „wissenschaftlich gebildete" Personen keineswegs notwendig gelehrte Leute; denn es gehören zu ihnen auch gebildete Kaufleute, Offiziere, Lehrer u. s. w.

Als das gleiche Bedenken auch von anderer der protestantischen Kirche nahestehenden Seite ausgesprochen wurde, antwortete der Verfasser mit einer Verweisung auf das vierzehnte Kapitel im Evangelium des Lucas, wo es heißt:

„Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe, hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann es nicht hinausführen, alle, die es sehen, anfangen, seiner zu spotten."

Da jedoch der Autor vorliegenden Buches diese beanstandete Einseitigkeit seines geplanten Ayls selbst schon längst vorher empfunden hatte und wünschte, daß es doch, wenn irgend möglich, allen Ständen zu Gute kommen möchte, so fügte er den von ihm entworfenen Parakletstatuten den § 15 bei, wonach mit dem Asyl für wissenschaftlich gebildete Personen unter einem gewissen Vorbehalt auch solche für andere Stände verbunden werden können.

In einer Unterredung mit dem Schatzmeister der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern", einem erfahrenen und ausgezeichneten Bankier, der in dieser Angelegenheit als Sachverständiger betrachtet werden kann, wurde dem Autor mitgeteilt, daß für die Begründung und völlige Sicherstellung eines so erweiterten Asyles, bei dem am meisten Landwirtschaft und Handwerk als finanzielle Grundlagen zu berücksichtigen wären, etwa die Summe von 500,000 Mark erforderlich sei.

Ueber eine solche hat nun allerdings weder der Verfasser noch die Loge zu verfügen. Ja ersterer mußte dabei an jene Szene in Boieldieu's Oper „Die weiße Dame" denken, in der ein Offizier ein Schloß steigert und auf die Frage, womit er denn das Schloß bezahlen wolle, erwidert, man solle ihm den Kaufpreis von seiner Gage abziehen.

Nichtsdestoweniger hielten es weder der Autor noch der Schatzmeister der Loge für angezeigt, wegen einer solchen Summe alle Hoffnung auf die Begründung eines so erweiterten, aber damit auch zugleich für alle Zukunft gesicherten Asyls aufzugeben, sondern kamen darin überein, daß es unter solchen Umständen eben angemessen sei, eine ausreichende finanzielle Unterstützung des Unternehmens abzuwarten und für das Zustandekommen des geplanten Asyls eine Kommission einzurichten, deren hauptsächlichste Sorge vorderhand die finanzielle Sicherung des Asyls sein müsse. Hierzu gehöre aber auch eine Verbreitung des Planes in möglichst weite Kreise.

Da nun bei einem so erweiterten Asyl zur Vermeidung von Verwirrung eine gesunde durch die verschiedenen Berufsarten angezeigte Arbeitsteilung erforderlich ist, so hält es der Verfasser vorliegenden Werkes für angezeigt, zu diesem Zwecke aus dem „Gothaischen Tageblatt" vom 11. August 1913 folgende Stelle, welche auch für das erweiterte Parakletasyl als maßgebend betrachtet werden kann, hier mitzuteilen:

„Ueber die Frage, wer als „„Handwerker"" und wer als „„Kaufmann"" zu gelten habe, entscheidet ein Erlaß des preußischen Handelsministers in folgender Weise: Der Besitz einer handwerklichen Fachausbildung ist nicht von entscheidender Bedeutung, da der Inhaber des Betriebes trotz seiner handwerklichen Fachausbildung lediglich der kaufmännische Leiter eines kaufmännischen Unternehmens sein kann. Handwerker ist derjenige, der sich als Mitarbeiter oder Leiter selbst an der Erzeugung einer Ware beteiligt und einen Betrieb unter sich hat, in dem gelernte Arbeiter durch Handarbeit, die durch Maschinen zwar unterstützt, aber nicht ersetzt werden darf, eine Ware unmittelbar herstellen. Als Kaufmann ist derjenige anzusehen, der, ohne Rücksicht auf etwaige Handwerksausbildung, nur eine kaufmännische Tätigkeit hat und sich an der Herstellung der Ware persönlich oder durch eigene Mitarbeit nicht beteiligt. Der kaufmännische Charakter eines Betriebes wird ferner noch dadurch bestimmt, daß in der Hauptsache ungelernte Arbeiter zur Bedienung der Maschinen, welche die Waren herstellen, angestellt sind, und weitgehende Arbeitsteilung in den Betrieben herrscht. Wenn noch dazu kommt, daß der jährliche Umsatz des Unternehmens sehr beträchtlich ist, sowie, daß die Waren auch ohne feste Bestellung auf Vorrat gearbeitet werden, wie in einem Fabrikunternehmen, dann sind die Voraussetzungen dafür gegeben, daß das Unternehmen als kaufmännisches anzusprechen ist. Der Inhaber wird also, ohne Rücksicht auf seine handwerksmäßige Ausbildung, als Kaufmann zur Handelskammer gehören."

Am 25. März 1913 erhielten endlich die Satzungen des Parakletasyls ihre endgültige Gestalt und wurden durch einen dem Freimaurerbunde angehörenden Königlichen Notar geprüft; dieser erklärte durch ein Schreiben vom 18. Mai 1913, daß dieselben in juristischer Hinsicht einwandfrei seien.

Nun gab dem Verfasser vorliegenden Buches der Artikel „Genießen die Logen Steuerermäßigung?", den er in der Aprilnummer des Jahres 1913 einer in Nürnberg erscheinenden freimaurerischen Zeitschrift gefunden hatte, Veranlassung zu seiner Abhandlung „Zweck und Mittel zum Zweck in der Freimaurerei", die er als freimaurerische Grundlage des Parakletasyls diesem Buche hier einverleibt hat.

Dann machte am 22. Mai 1913 der Verfasser vorliegenden Buches in einem Schreiben Dr. Will den Vorschlag, mit dem Parakletasyl ein Parakletarchiv zu vereinigen. Dieser Vorschlag wurde auch darauf in der Freimaurerloge „Libanon zu den drei Cedern" gut geheißen und angenommen.

Am 3. Juni 1913 erfolgte endlich von derselben Loge die Besprechung und die Annahme der Parakletstatuten und eine Woche später am 10. Juni 1913 die Einsetzung einer Kommission von sieben Personen, welcher die Sorge um die Ausführung des Planes anvertraut wurde. An dem gleichen Tage wurde auch das Parakletarchiv durch die erste Einlieferung angelegt.

Bei dieser Grundlegung des Asyls äußerte Dr. Will, daß ein derartiges Unternehmen selbst für den Fall, daß es scheitern sollte, verdienstvoll bleibe, weil dadurch wenigstens Anlaß gegeben werde, sich auch andrerseits mit Maßnahmen zur Abhülfe des Notstandes, dem das Asyl vorbeugen wolle, zu befassen.

Uebrigens würde es der Verfasser vorliegenden Buches für angebracht halten, daß auch, wenn der Plan dreißig Jahre nach seinem Tode noch nicht zur Ausführung gekommen sein würde, das Unternehmen dennoch nicht aufgegeben, sondern, vielleicht mit einer Aenderung der Statuten, falls sich dieselben bis dahin nicht als praktisch durchführbar erwiesen haben sollten, doch von Neuem versucht werden möchte.

In einem Briefe, den der Verfasser vorliegenden Buches im Juni dieses Jahres von einer Schwester des Krankenhauses von Elberfeld erhielt, schrieb diese, daß sie den Theologieprofessor Stange in Göttingen habe sagen hören, unser Geschlecht wisse sich *gedanklich* zu den höchsten Idealen zu erheben; erschrecklich aber stehe dazu im Gegensatze das kümmerlich Wenige, welches dazu zur Tat ausreife. Ja, es gibt Stimmen, welche behaupten, daß sich auch die Humanitätsarbeit des Freimaurerbundes der Hauptsache nach auf das Halten schöner Reden, die Massenherstellung von Büchern und Schriften und die Sammlung milder Spenden beschränke. Möge daher die Durchführung des Planes, wie ihn dieses Werk hier im Parakletasyl darlegt, der Welt den Beweis liefern, daß sich die Arbeit des Freimaurers nicht nur auf schöne Worte in Rede oder Schrift und milde Spenden beschränkt, sondern auch in Taten besteht, die bestimmt sind, der Menschheit zum Segen zu gereichen, und daß seine Bahn nicht wie der Weg zur Hölle nur mit guten Vorsätzen, die niemals ausgeführt werden, gepflastert ist, sondern auch Werke zeigt, welche unter langen Mühen und großen Opfern zu Stande gekommen sind.

Berichtigung.

Wie dem Verfasser vorliegenden Buches inzwischen mitgeteilt wurde, soll es in Steiermark doch vorkommen, daß sich Studenten aus einer Art Liebhaberei zeitweise als Bauernknechte verdingen. Demnach läge dem Roman „Erdsegen" von Rosegger eine gewisse Tatsächlichkeit zu Grunde, welche beweisen würde, daß die körperliche Brauchbarkeit der steiermärkischen und vielleicht der österreichischen Studenten überhaupt doch eine bedeutend bessere ist als die der Akademiker des Deutschen Reiches, bei welchen die Verwendbarkeit zu solchen Diensten, verschwindend wenige Ausnahmen abgerechnet, wohl ausgeschlossen sein dürfte.

Anhang.

1. Was ist die Grundbedingung der freimaurerischen Vorurteilslosigkeit?

(Vorliegender Artikel ist die etwas bearbeitete Wiedergabe eines vom Verfasser vorliegenden Buches herrührenden Vortrages, der von dem sowohl im öffentlichen wie im freimaurerischen Leben hochgeachteten Kaufmann Hermann Seeger in Erlangen in seiner Loge Libanon zu den drei Cedern kurz vor seinem plötzlichen Tode gehalten wurde.)

In einem früheren Vortrag hat der Autor vorliegender Schrift unter Hinweis auf Lessings „Ernst und Falk" gezeigt, daß die Arbeit der Freimaurerei zur Erreichung ihres Zweckes und Zieles auf Erlangung der Vorurteilslosigkeit, sowohl auf religiösem und nationalem wie politischem Gebiete hinausgehe, indem eben die Befangenheit der Menschen in Vorurteilen die letzte und tiefste Wurzel ist, aus der aller Zwiespalt und alle Intoleranz entspringt.

Es entsteht nun aber die Frage: Woher kommen diese Vorurteile? Und sind vielleicht die Menschen wirklich so verwerflich, welche sie besitzen und nach ihnen handeln? Nach dieser Ansicht zu verfahren, würde gewiß höchst bedenklich sein und möchte leicht Veranlassung geben, daß derjenige, der dies annimmt, genau in den gleichen Fehler verfällt, den er an seinem Widersacher als Intoleranz rügt.

Und hier möchte der Verfasser dieser Schrift auf ein wenig bekanntes Gedicht aufmerksam machen, welches er in dem heute längst vergessenen Buche „Vigilien" des durch sein „Laienbrevier" besser bekannten philosophischen Dichters Leopold Schefer fand. Dieses Gedicht führt den Titel „Glaubensprobe" und beginnt:

„Die fünfundvierzig Großinquisitoren,
Die vierunddreißigtausend Menschen einst
Verbrannten; dreimalhunderttausend Menschen
Nach langem schrecklichen Gefängnis, nach
Der Marter durch die Folter, nach Beraubung
Von ihrem Hab und Gut auf lebenslang
In Ketten auf die Schiffe . . . . in die Nacht
Der fernen Goldbergwerke sandten, aber
All ihre Weiber, ihre Kinder alle:
Ein Volk von ganz Unschuldigen mit Wut
In lebenslange Schand' und Armut stürzten
Und ganze Völker aus dem Lande jagten —
Die fünfundvierzig Großinquisitoren,
Sie kamen mit den Päpsten an die Pforte
Des Himmels und begehrten ihren Einlaß;
Sie rühmten: wie sie Gott gerächt an Menschen,
Wie sie gewütet fromm zu seiner Ehre,
Erbarmungslos und schonungslos auf Erden,
Das eig'ne Blut nicht schonend in den Adern;
Sie sprachen alle laut und froh im Chore:

„„Wir haben an uns selber es erfahren,
Daß unser Wort, das wir getan, von Gott war!
Das Wort, die Probe hat sich uns bestätigt —:
Wir sind voll Freudigkeit in uns'rem Geiste!
Wir bitten Gott zum Lohn um seinen Himmel —
Und tutto dritto kommen wir zum Himmel""!"

Als sie jedoch, so erzählt die Dichtung weiter, dort ankamen, nahm der Himmelspförtner, den sie für Sankt Peter gehalten hatten, seine Maske ab, und es zeigte sich, daß es der pantheistische Philosoph Giordano Bruno war, den ebendieselben Inquisitoren im Jahre 1600 auf dem Maifeld in Rom als Ketzer hatten verbrennen lassen.

Man möchte nun erwarten, daß dieser die priesterlichen Ankömmlinge, die einst so schmählich mit ihm verfuhren, nun seinerseits verklagt und verdammt. Dies ist jedoch keineswegs der Fall; denn er sagt zu ihnen:

„Der Himmel, den ihr sucht, der ist nicht;
Ein and'rer Himmel ist, ein and'rer Gott,
Als den ihr armen Sünder heut' noch glaubt.
Ihr lieben Geister, hört und merkt es euch!
Für jedes eu'res and'res Weiterleben
In diesen Hallen, die der Himmel heißen:
Nicht das Wort ist von Gott, das im Gewissen
Euch selber göttlich nur erscheint, wenn ihr
Es glaubt und tut! — Das Wort allein ist göttlich,
Die Tat allein ist göttlich, die den Andern
So göttlich ist, als käme sie von Gott;
Und nichts ist göttlich, Glauben nicht und Tun,
Als was das Leben jeglichem erhält,
Es heiter schafft und hell und freudig macht!
Ihr habt die nicht gehaßt, die ihr verbrannt;
Doch habt ihr sie zu lieben nicht verstanden.
Ihr Armen, Tiefbemitleidswürdigen!
Ihr habt des Glaubens Wort der Welt bewiesen!
Und Teuflisches kann **Toren** göttlich scheinen."

Den Papst Clemens VIII. aber, unter welchem Giordano Bruno verbrannt wurde, küßt Bruno, als derselbe beschämt und reuig vor ihm niederkniet, sanft auf die Stirn und sagt zu ihm voll Güte:

„Schon gut, längst gut, mein Väterchen!
Die Tränen, die du einst mit deinen Augen
Mir weinen solltest, habe ich schon redlich
Aus meinen Augen hier um dich geweint,
Für dich geweint. So reine deinen Blick!
Wer zürnt auf Irre? Wer auf guten Willen?
Gott selber nicht! — Was hätt' ich da zu schelten?" —

In diesen mitgeteilten Versen macht also Bruno den Großinquisitoren und besonders dem Papst ihr Vorgehen gegen ihn keineswegs zum Verbrechen, sondern wirft ihnen nur Mangel an Verständnis und Irrtum vor, der aber selbst in diesem Falle noch verzeihlich erscheint, weil eben Irren menschlich ist.

Nach der festen Ueberzeugung des Verfassers dieses Vortrages wird aber auch der Freimaurerbund seinen kirchlichen Widersachern schwerlich ganz gerecht werden können, ja sogar Gefahr laufen, selbst in die Fehler derselben

zu verfallen, wenn er nicht, wie Giordano Bruno in Schefers Gedicht, in ihnen eben auch Menschen erblickt, die dem Irrtum unterworfen sind, und deren Fehler dem Irrtum entspringen.

Was diesen Widersachern also fehlte, war die richtige Erkenntnis und, um ihre Fehler zu vermeiden, gibt es nur einen Weg, nämlich eben die Verbreitung dieser Erkenntnis. Wer nun aber die Ansichten eines andern als unrichtig verurteilen will, muß erst davon die volle Erkenntnis haben, daß seine eigenen richtig sind, oder mit anderen Worten: die Selbsterkenntnis. Auf dieser Erkenntnis beruht also alle Duldsamkeit; denn sie lehrt den Irrtum, aus dessen Widerlegung sie ja selbst erst hervorging, als menschliche Schwäche betrachten und verzeihen, und sie ist die Bedingung für die Beseitigung des Unfriedens bei den Menschen, oder: wie der Brahmane sagt: Die Erkenntnis führt zur Erlösung.

2. Eine Kundgebung Häckels an den deutschen Monistenkongreß von 1913.

Wie wenig die Weltanschauung des deutschen Monistenbundes, welche man als eine Konfession des orthodoxen Atheismus bezeichnen kann, geeignet ist, den Bestrebungen des Parakletasyls zu Grunde gelegt zu werden, dürfte sich auch aus einer neuerlichen Kundgebung des Professors Ernst Häckel in Jena, des Gründers und eigentlichen Hauptes des deutschen Monistenbundes, an den deutschen Monistenkongreß von 1913 ergeben. Wie das „Gothaische Tageblatt" vom 11. September 1913 berichtete, äußerte sich Häckel in derselben nämlich, wie folgt:

„Die tiefgehende Wirkung, die unser grundlegender Einheitsgedanke hervorgerufen hat, ist klar ersichtlich in der Verbreitung der zahlreichen monistischen Schriften, die in den letzten beiden Jahren seit Eröffnung des monistischen Jahrhunderts durch Ostwald erschienen sind, aber auch in dem Umstand, daß ein Teil unserer Gegner, die Vertreter des sogenannten idealistischen Monismus, den Begriff Monismus für ihre falsche Weltanschauung in Anspruch nehmen. Es scheint geboten, diese Pseudomonisten von uns abzuweisen und den prinzipiellen Unterschied, der zwischen uns und ihnen herrscht, herauszuarbeiten. Unser Monismus kennt nur eine Einheit, die Natur. Es ist der kosmische Monismus oder der Universalmonismus. Wir kennen nichts Uebernatürliches, das sich unserer Kenntnis entzöge; **wir kennen keine Transscendenz, keinen Gott.** Vielmehr fällt uns der Begriff Gott und Welt zusammen; also ist unser Monismus zugleich Pantheismus. Besonders zu betonen ist die prinzipielle Einheit, die die gesamte Natur, die organische sowohl, als die anorganische, umfaßt. Es gibt keine besondere Lebenskraft, kein Uebernatürliches. Der moderne Neovitalismus ist ebenso falsch und unhaltbar, wie der alte Vitalismus, aus dem er hervorgegangen ist. Durch die großen Errungenschaften der Physik ist er erledigt. Das Alles steht mit seinem Dualismus im schärfsten Gegensatz zum Monismus. Dort stehen zwei Welten einander gegenüber, die niedrige Natur und die hohe Geisteswelt, die Physik und die Metaphysik. Der persönliche Gott, die Unsterblichkeit und die Freiheit des Willens: das sind die drei großen Mysterien des herrschenden Glaubens. Wir wollen uns die klaren Erkenntnisse unseres kosmischen Monismus nicht durch Differenzen und Meinungsgegensätze geringfügiger Natur trüben lassen. Zwischen mir und Ostwald ist kein prinzipieller Unterschied. Gemeinsam bleibt uns die

echte Form des Monismus, die unerschütterliche Grundlage der Naturerkenntnis und die Befreiung von aller Mystik und Transscendenz. Wir dürfen hoffen, daß auf dieser Grundlage unser Monismus wachsen, blühen und die schönsten Früchte bringen wird."

3. Das „Schwarze Kreuz".

Für den Fall, daß das Parakletasyl in seiner erweiterten, nicht bloß auf unbescholtene wissenschaftlich gebildete Personen beschränkten Gestalt begründet werden könnte, würde es wohl angezeigt sein, daß sich die Leitung desselben, auch mit dem „Schwarzen Kreuz" in Verbindung setzte, über dessen Missionsarbeit das „Gothaische Tageblatt" vom 30. August 1913 Folgendes mitteilt:

„Als vor 2½ Jahren die Rettungsarbeit des „Schwarzen Kreuzes" ins Leben gerufen wurde und ein ganz kleines Zimmer im Hinterhause auf der Nikolaistraße zu Breslau für diesen Zweck gemietet wurde für den Preis von monatlich zehn Mark, da ahnte niemand, welch einen schnellen und großen Aufschwung diese Rettungsarbeit nehmen würde. Heute steht eine große Anstalt, bestehend aus zwei Doppelhäusern, auf der Hinterbleiche zu Breslau, die täglich dort zu Hunderten Zuflucht und Hilfe suchende obdach- und arbeitslose Männer und Frauen beherbergt. In diesem Jahre wurden zusammen 16 511 Männer und 2811 Frauen und Kinder beherbergt. Der Konfession nach waren zirka 35 Prozent evangelisch, 55 Prozent katholisch, 8 Prozent außerhalb der Kirche und 2 Prozent Juden. So ziemlich alle Berufe und Altersklassen sind vertreten. Es sind bis jetzt Zweigstationen errichtet in Berlin, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Hannover, Braunschweig, Essen (Ruhr), Liegnitz, Brieg. In Aussicht sind ferner noch genommen: Königsberg, Stettin, Erfurt, Halle an der Saale, Kattowitz, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Köln am Rhein, Hamburg u. s. w."